Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

HEIMATBLATT ALLER OSTPREUSSEN

Nummer 11 / Verlagsort Göttingen | November 1955 | Einzelpreis 0,40 DM / 6. Jahrgang

Neue Heimkehrertransporte im Anrollen?

Bundesregierung sagt Ja zu Sowjetbotschafter Zorin

B o n n. Wie verlautet, hat die Bundesregierung die Sowjetregierung wissen lassen, daß sie keine Schwierigkeiten machen werde, wenn Herr Zorin als Botschafter nach Bonn kommt. Diesen Bescheid hat der deutsche Botschafter in Paris, von Maltzahn, überbracht und zugleich versichert, daß man jetzt klare Verhältnisse schaffen wolle. So schnell wie möglich sollen schon Verhandlungen über die technische Durchführung beginnen.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Frage nach dem Verbleib der Heimkehrertransporte Bedeutung. Wenn es nur am Botschafteraustausch gelegen hat, dann könnten die Transporte von ab sofort wieder anrollen. Der als „Stalingrad-Arzt" bekannte Dr. Otmar K o h l e r aus Köln vertritt in einem offenen Brief an das Auswärtige Amt ebenfalls die Ansicht, daß nach Klärung der Botschafterfrage neue Kriegsgefangenentransporte laufen werden. Die Sowjetunion sei ungeheuer mißtrauisch, sie habe bislang befürchtet, daß die Bundesregierung das Moskauer Versprechen des Bundeskanzlers nicht erfüllen werde.

Nachdem dies nun durch klare Zusicherung der Bundesregierung geschehen ist, rechnen unterrichtete Bonner Kreise mit neuen Transporten in nächster Zeit. Es wird aber auch in Bonn die Befürchtung ausgesprochen, daß die Russen von uns mit der Verzögerung der Transporte noch weitere Zugeständnisse, vor allem eine westdeutsche Zustimmung zu einem neutralisierten Gesamtdeutschland, erreichen wollen.

Bisher 104 Ostpreußen heimgekehrt

Die Besorgnis, Moskau würde die ehemaligen Wehrmachtsangehörigen und Verschleppten aus dem sowjetisch besetzten Ostpreußen nicht entlassen, ist insofern widerlegt, als in Friedland bereits 104 Ostpreußen angekommen sind. Da in der Presse erfreulicherweise immer wieder das Thema behandelt wird, die Ostpreußen würden als staatenlos behandelt, haben verschiedene Landsmannschaften der Ost- und Westpreußen in Telegrammen an das Bundesvertriebenenministerium gebeten, sofortige diplomatische Schritte zu unternehmen, um Moskau zu veranlassen, alle ostpreußischen Kriegsgefangenen und Verschleppten zu entlassen. Inzwischen haben sowjetische Vertreter jedoch erklärt, die Lösung der Frage der Staatsangehörigkeit dieser Kriegsgefangenen und anderer in sowjetischen Lagern lebenden deutschen Zivilpersonen aus dem sowjetischen Verwaltungsgebiet Ostpreußens begegne keinen Schwierigkeiten, zumal zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion diplomatische Beziehungen bestünden und die Frage auf diesem Wege gelöst werden könne.

5863 Gefangene entlassen

In 18 Transporten sind bisher 5863 Gefangene aus der Sowjetunion entlassen worden. Davon wurden 4607 in die Bundesrepublik entlassen. 1273 Heimkehrer stammen aus den deutschen Ostgebieten. Die Gründe für die gegenwärtig eingetretene Unterbrechung der Transporte sind nicht bekannt.

Kulturparlament der Vertriebenen

Wenn den diesjährigen „Ostdeutschen Kulturtagen" in Nürnberg ein besonderer Erfolg beschieden war, dann ist das in erster Linie der umfangreichen Vorarbeit wie dem diplomatischen Geschick des neuen Vorsitzenden des „Ostdeutschen Kulturrates", Dr. Graf H e n c k e l von Donnersmarck, MdB, zu verdanken. Er hatte es verstanden, anerkannte Wissenschaftler der Ostgebiete als Referenten zu gewinnen. Hohe Gäste aus dem In- und Ausland waren seiner Einladung gefolgt.

Mit den Sprechern und Bundeskulturreferenten der Landsmannschaften, den Leitern der vier regionalen Kulturwerke der Heimatvertriebenen — Nordost, Schlesien, Adalbert-Stifter-Verein und Südost — sowie Vertretern der Deutschen Jugend des Ostens wurde eine kulturpolitische Arbeitskonferenz abgehalten. Nach lebhaften Diskussionen wurden von dieser als „Kulturparlament der Vertriebenen" bezeichneten Versammlung einstimmig eine Entschließung über den organisatorischen Aufbau und die Aufgabenverteilung der Kulturarbeit angenommen. An den Bundestag und die Bundesregierung richtet sich ein Appell, die Kulturarbeit mit Breitenwirkung mehr als bisher zu fördern. Ferner wurde die Bildung einer Kommission des Ostdeutschen Kulturrates beschlossen, die mit der Ständigen Konferenz der Kulturminister zwecks stärkerer Beteiligung der Länder bei der Förderung dieser Kulturarbeit verhandeln soll.

Es ist gelegentlich Klage darüber geführt worden, daß die ostdeutsche Kulturarbeit hinsichtlich ihrer Breiten- und Tiefenwirkung bisher nicht genügend gefördert worden sei. Voraussetzung dafür ist jedoch eine noch engere Zusammenarbeit der vier regionalen Kulturwerke über den „O s t d e u t s c h e n K u l t u r r a t" mit den Landsmannschaften und der Deutschen Jugend des Ostens.

Moskau will kommunistisches Gesamtdeutschland

Genfer Konferenz so gut wie gescheitert

GENF. Der sowjetische Außenminister Molotow hat am Dienstag, dem 8. November die kritischste Phase der Genfer Konferenz seit ihrem Beginn vor dreizehn Tagen herbeigeführt, indem er alle westlichen Vorschläge für die Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen glatt ablehnte, den Beitritt der Bundesrepublik zum Atlantikpakt als eine Gefahr für die Sowjetunion bezeichnete und für einen maßgebenden Einfluß der Kommunisten in Gesamtdeutschland plädierte. Die drei Westmächte erwirkten daraufhin sofort eine 24-stündige Vertagung der Sitzung und ein französischer Sprecher erklärte: „Diese Sitzung könnte die letzte sein."

Molotows Erklärung, daß die Frage der Abhaltung freier Wahlen noch nicht „reif" sei, daß die Sowjetunion sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Deutschen Demokratischen Republik einmischen könne, daß die westlichen Vorschläge weder „konstruktiv noch durchführbar" seien und daß in der Bundesrepublik die „Junker und Monopolisten" regierten, hat die Hoffnungen des Westens auf ein Nachgeben der Sowjetunion in der Deutschlandfrage zerstört, die Molotows Bemerkung vom Vortage erweckt hatte, er reise mit „besserem Gepäck" von Moskau nach Genf zurück.

Es fiel auf, daß sich Molotow in seiner einstündigen Rede mehr als zuvor auf irgendeiner der Genfer Sitzungen der bekannten kommunistischen Schlagworte bediente.

Die Konferenzkrise war am Mittwoch vormittag Gegenstand eingehender Besprechungen der drei West-Außenminister mit Bundes-Außenminister Dr. von Brentano. Sie hat nach Auffassung westlicher Kreise aufgezeigt, daß die Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen nicht mit Neutralisierung und Garantien zu erkaufen ist.

Ein Sprecher der Westmächte sagte: „Wenn Molotow seine Einstellung aufrecht erhält, darunter seine Erklärung, daß die Sowjetunion nicht die Absicht hat, irgendeinen anderen Vorschlag zur Wiedervereinigung Deutschland vorzulegen, dann ist kaum zu sehen, wie der Westen irgendein Übereinkommen oder irgendeinen Kompromiß in einem anderen Punkte der Tagesordnung erzielen kann."

Der amerikanische Außenminister Dulles erklärte: „Die Ausführungen Herrn Molotows scheinen hinsichtlich der Direktive der vier Regierungschefs und der Hoffnungen, mit denen wir nach Genf kamen, so schwerwiegend zu sein, daß ich es vorziehe, die Angelegenheit über Nacht zu prüfen, ehe ich antworte". Die Außenminister Großbritanniens und Frankreichs schlossen sich dieser Erklärung an.

Nach der Sitzung gaben die Sprecher der westlichen Delegationen gemeinsam bekannt, die Ausführungen Molotows hätten den Eindruck hinterlassen, daß damit die Direktive der Regierungschefs „zerrissen" wird. „Die Ausführungen lassen darauf schließen, daß die Sowjetunion keine Regelung der Deutschlandfrage akzeptieren will, die nicht die Ausdehnung des Kommunismus auf ganz Deutschland zum Ziele hat."



Die Nogat bei Marienburg — Aufn.: Bernhard Heister



Aufn.: Austin

Totensonntag!

Zum wievielten Male jährt sich nun schon dieser Tag, fern der unvergeßlichen Heimat! Und gerade an diesem Tage gedenken wir besonders unserer lieben Toten, die wir dort in der Heimaterde wissen und tiefe Wehmut überkommt uns, wenn wir daran denken, daß ihre Gräber inzwischen verfallen oder ganz verschwunden sind. Und wir gedenken der unzähligen, namenlosen Ruhestätten vieler unserer Lieben dort in der alten Heimat, die in den grauenvollen Zeiten des Kriegsendes und nach dem Kriege dahingerafft wurden! Wieviel Leid und wieviel Tränen! Und auch unserer Gefallenen gedenken wir, die wir, für immer uns unerreichbar, in den östlichen Weiten irgendwo wissen. Keine dieser letzten Ruhestätten schmücken jetzt Menschenhände, es bleibt nur die große Sehnsucht. Diese Sehnsucht, die einst Erfüllung finden wird, wie der Grabspruch uns vom Tilsiter Kappenkirchhof sagt, den vor vielen Jahren ein Sohn seiner heißgeliebten Mutter schrieb:

Doch vor lauter Treue stirbt die Sehnsucht nicht,
Aus geborst'nem Laube flattert sie zum Licht!
Flattert jauchzend wie ein Vogel, der zum Land
Seiner Sehnsuchtsträume nun die Richtung fand!



VdL zur Saar-Abstimmung

Das Präsidium des Verbandes der Landsmannschaften sieht in der Saarabstimmung eine Bestätigung des Rechts der Bewohner, über ihr Schicksal frei zu entscheiden.

Das Präsidium ist der Auffassung, daß durch die Abstimmung reale Voraussetzungen in einer echten deutsch-französischen Verständigung geschaffen werden könnten. An der Notwendigkeit dieser Verständigung halten die Landsmannschaften nach wie vor fest, weil sie die Voraussetzung für die Schaffung eines vereinten Europas bildet.

Deutsche Schulen jenseits der Oder-Neiße

Augenblicklich bestehen in den deutschen Ostgebieten 175 deutschsprachige Grund- und Abendschulen, die bis Ende 1956 auf 260 erhöht werden sollen. In den Schulen unterrichten 225 deutsche Lehrer, das heißt, an jeder deutschsprachigen Schule unterrichtet nur e i n deutscher Lehrer, während polnische Lehrer den größten Teil des Schulunterrichtes durchführen. Die Kinder der sogenannten „A u t o c h t h o n e n", die als Deutsche für Polen freiwillig oder unter Zwang optiert haben, oder Deutsche mit polnisch klingenden Namen sind, m ü s s e n jedoch weiterhin polnische Schulen besuchen.

Ostelbien — kein Gegenstand für Legenden

Der agrarische Strukturwandel in den Ostgebieten von Walter Görlitz

Legenden haben eine unheimlich zähe Kraft. Das gilt für die Dolchstoßlegende nach dem ersten Weltkrieg wie für das Märchen von den Latifundien des deutschen Ostens, auf denen die bauernschindenden Junker saßen, jene Legende, die sich in der Ära der Auseinandersetzung des unter milderem Himmel erwachsenen süddeutschen Liberalismus mit dem preußischen Militär- und Beamtenstaat und seinen bisweilen allzu schroffen und hochfahrenden Vertretern herausbildete. Geographische Bereiche von der Altmark bis Ostpreußen, von Mecklenburg bis Schlesien wurden dabei genau so bedenkenlos unter dem Schlagwort vom „Junkertum" zusammengefaßt wie die verschiedenen Besitzgrößen und Arten des Großgutes (Latifundium) und des ostelbischen Rittergutes. Die sehr unterschiedliche Prägung des Adels der einzelnen ostdeutschen Landschaften, des Landjunkertums der preußischen Kernprovinzen, der mecklenburgischen Ritterschaft und der reich gestuften ländlichen Oberschicht Schlesiens mit großen Magnaten und einfachem Landadel spielte keine Rolle. Auch die im 19. Jahrhundert sich auf dem Lande ausbreitende Schicht bürgerlicher Gutsbesitzer fiel unter das gleiche Schlagwort.

Im Ersten Weltkriege nährte die alliierte Propaganda die Vorstellung, das Junkertum sei der Hort „des preußischen Militarismus" und des deutschen Weltmachtstrebens gewesen. Während des zweiten Weltkrieges entwickelte man, vor allem in Amerika, die These, die Junker hätten den greisen Reichspräsidenten bewogen, Brüning als Reichskanzler zu entlassen und Hitler in den Sattel zu setzen, um einer Bodenreform vorzubeugen. Zwei neue Versionen dner alten Legende, die ein gut Teil zu der Vorstellung auf westlicher Seite beitrugen, es schade nichts, wenn man den preußischen Osten den Sowjets überantworte.

Heute begegnen sich die kommunistischen Verfechter der radikalen Bodenreform in der Sowjetzone und die Verfechter einer kleinbäuerlichen Besitzstruktur im Westen in der These, die sowjetzonale Bodenreform habe ja einen uralten Traum des ostdeutschen Bauern von der Zerschlagung der Latifundien des Ostens erfüllt und ein jahrhundertealtes Unrecht am Bauern wieder gutgemacht, eine Version der Legende, die noch jüngst ein Berliner Sprecher des NWDR in einem Vortrag über die sowjetzonale Bodenreform vertrat.

Die agrar- und sozialgeschichtliche Entwicklung im ostelbischen Kolonialland, das im Mittelalter von Deutschen wieder besiedelt wurde, gründet sich indes keineswegs einfach auf die Willkürherrschaft einer bevorrechteten Klasse. Sie vollzog sich vielmehr unter drei Gesichtspunkten: der engen Lebensgemeinschaft von Rittern und Bauern, die in zwei großen Schüben im zwölften und dreizehnten und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert das Land erschlossen — der Tatsache, daß in weiten Teilen des Ostens Klima und Bodenbedingungen die größere, geschlossene Gutswirtschaft unumgänglich machten und der Tatsache, daß der ostdeutsche Raum bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ein getreideexportierendes Gebiet war.

Der vom Fürsten mit Land belehnte Ritter, der als Landjunker bäuerliche Züge annahm und nie ganz verlor, setzte mit Hilfe von Siedlungsunternehmern (Lokatoren) deutsche Bauern an, gab den Bauern militärischen und rechtlichen Schutz und hatte dafür in der Ära reiner Naturalwirtschaft und ungeschriebenen Gewohnheitsrechten Anspruch auf die Hilfe des Bauern bei der Bestellung des eigenen, nie sehr umfangreichen „Ritter- oder Ackerhofes".

Die Ackerhöfe der Ritter, Freihöfe der Lokatoren, alter Eigenbesitz eingedeutschter slawischer Adeliger und die Wirtschaftshöfe der Landesfürsten, des Klerus oder — in West- und Ostpreußen — des Deutschen Ritterordens bilden im Verein mit dem Hintersassenverhältnis des Bauern zum Ritter den Ausgangspunkt für die späteren landwirtschaftlichen Großbetriebe.

Die erste schwere Agrarabsatzkrise des Ostens im 14. Jahrhundert mit einer erheblichen Landflucht, kriegerische Umwälzungen und das Aufkommen der Geldwirtschaft bewirkten das Entstehen der Gutswirtschaft. Der ritterliche Lehnsinhaber begann, seinen Ackerhof selbst zu bewirtschaften, ein starker Gegensatz zu der fast überall im Reich wie in Europa fortbestehenden Grundherrschaft, die auf Fremdleistungen der Bauern oder Verpachtung der Einzelhöfe beruhte. Diese Gutswirtschaft basierte auf mittleren Betriebsgrößen. Weite, geschlossene Latifundien kannte, von Ausnahmen in anderen Bereichen abgesehen, in größerer Zahl nur Schlesien, wo sich auch Formen der Grundherrschaft erhielten.

Im Gegensatz zum Stadtadel, der für Westeuropa charakteristisch blieb, entwickelte sich das ostdeutsche Rittertum zum ausgesprochenen Landadel. Die Bebauung des Bodens, die Disziplinierung und Betreuung der dienstpflichtigen Bauern liehen diesem Adel jene organisatorische Begabung und Lebenstüchtigkeit, die später das preußische Junkertum im Dienst in der Armee und im Staat kennzeichnete. Das harte Dasein im kargen Osten förderte freilich oft auch eine hochmütige Schroffheit, die mit wirklichem Adelsstolz nichts mehr gemein hatte, und die in gewandelter Zeit den „Preußen" oft unbeliebt machte, wie es eine gewisse Fremdheit gegenüber anderen Lebenswelten begünstigte.

Die neue landwirtschaftliche Konjunktur nach der Krise führte im 15. und 16. Jahrhundert zum Ausbau der Gutswirtschaft und leitete gleichzeitig die zweite große Periode der Siedlungstätigkeit ein, bedingte freilich eine Erhöhung der Bauerndienste. Daß diese Entwicklung im ganzen und großen organisch verlief, lehrt die Tatsache, daß der große Bauernkrieg im 16. Jahrhundert den Osten unberührt ließ.

Den schärfsten Einschnitt in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte bringen erst die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, der Bauern wie Adel ruinierte und im Verfolg des Wiederaufbaues zu starker Bindung der verbliebenen oder der mühsam neu gesetzten Bauern an die Scholle und deren Herren führte. Zahlreiches, wüstgewordenes Bauernland kam damals zum Gutshof. Der Adel, gleich jedem Stand von Grundbesitzern bodenhungrig und besitzstolz, zieht auch, vor allem in Bereichen, wo eine starke Staatsgewalt fehlt, im zunächst noch österreichischen Schlesien, in Mecklenburg, im schwedischen Vorpommern Bauernland ein. Das Übergewicht des Adels über schwache und stets geldbedürftige Landesherren hatte schon im 16. Jahrhundert eine ungünstige Rolle gespielt. In Preußen indes hielten die Könige auf eine Politik des Bauernschutzes, weil sie beide Agrarschichten, Junker- wie Bauerntum, als Rückgrat der Wehr- und Nährkraft brauchten. Gutsherr wie Bauer waren hier in ein patriarchalisches System wechselseitiger Pflichten und Rechte eingefügt, das dem Gutsherrn neben der Pflicht zum Dienst als Offizier und der sozialen Sorgepflicht für die Bauern polizeiliche und rechtliche Ordnungsfunktionen im öffentlichen Leben lieh. Diese feudal-patriarchalische Ordnung, die schon durch die Modernisierung der Landwirtschaft ausgangs des 18. Jahrhunderts in Frage gestellt wurde, verlosch mit dem Zeitalter der preußischen Reform nach 1806, die den Erwerb von Rittergütern für den Bürgerlichen freigab und dem Bauern die personale und eigentumsrechtliche Verselbständigung brachte.

Durch den Umstand, daß der Gutsbesitz für die Ablösung der bäuerlichen Dienste zumeist mit Land entschädigt wurde, erhielt er noch einmal einen Zuwachs an Boden. Gleichzeitig vollzog sich jedoch bereits eine erhebliche Umschichtung im Besitz, der sich verbürgerlichte, während zahlreicher kleiner Adel seine Güter einbüßte. Manche ethische oder soziale Bindung aus der alten patriarchalischen Zeit erhielt sich freilich noch bis ins 20. Jahrhundert, vor allem die moralische Pflicht des Besitzers, für die Alten und Kranken auf den Gütern zu sorgen.

Mit der Verwandlung Deutschlands aus einem getreideexportierenden Agrarland in ein getreideimportierendes Industrieland, mit der Einbeziehung der Landwirtschaft in den Kreislauf der Volks- wie der Weltwirtschaft begann seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neuerliche gründliche Umschichtung in der Besitzstruktur. Trotz der Landflucht, die nicht eine Spezialität Ostelbiens war, sondern einen strukturellen Vorgang darstellte, der kein sich industrialisierendes Agrarland Europas ausließ, holte seit den 60er Jahren der bäuerliche Besitz an Boden auf. Der Rittergutsbesitz verlor dagegen, vor allem seit der Agrarkrise der 90er Jahre, ständig an Boden, ebenso wie im Zeitalter der Massen das Junkertum mit jedem Jahrzehnt stärker an Einfluß im Offizierskorps wie im Staatsleben verlor. Bankrotte Güter wurden wieder aufgesiedelt.

Die Revolution von 1918 und das Reichssiedlungsgesetz von 1919 bildeten Marksteine in dieser stillen Revolution auf dem Land im Osten. Gleichzeitig besserten sich die sozialen Verhältnisse der Landarbeiter, wenn auch sehr langsam. Eine große Rolle spielte hier die Tatsache, daß die Gewerkschaften Tariflöhne für die Barentlohnung des Landarbeiters durchsetzten oder daß die Landwirtschaft selbst in manchen Bereichen in ständischer Selbstverwaltung für einen Ausgleich sorgte.

Andererseits lieh das überall mit Ausnahme Schlesiens übliche Deputat, die Naturalvergütung des Landarbeiters mit freier Wohnung, Eigenland und Vieh gerade diesem Stand eine erhebliche Krisenfestigkeit. Generell läßt sich sagen, daß bis zur Bodenreform weder der organische Umschichtungsprozeß im Besitz abgeschlossen noch die sozialen Verhältnisse besondere Spannungen aufwiesen. Besitzumschichtung wie sozialer Ausgleich hätten sich ohne Zweifel fortgesetzt.

Die Bodenreform von 1945, die nach bolschewistischen Vorbildern schematisch auf Ost- und Mitteldeutschland übertragen wurde, obwohl hier die landlosen, sozial unbefriedigten Bauernmassen des zaristischen Rußland fehlten, unterbrach somit eine organische Entwicklung. Man kann bei der unumgänglichen Neuordnung des Bauerntums wie der Besitzgrößen in der Zone zwar nicht mehr an diesen Vorgang anknüpfen, man wird aber vom Eigentumsbegriff ausgehen müssen. Vor allem aber ist es unumgänglich, die Geschichte dabei sehr sorgfältig zu beachten, will man fundamentale Fehlurteile vermeiden.

Vertriebene Ostbauern warten auf Boden

Noch immer gibt es in der Bundesrepublik 150 000 siedlungswillige ostvertriebene Bauern, denen noch keine Bauernstelle angeboten werden kann. Wie sich aus einer Erhebung des Bauernverbandes der Vertriebenen ergibt, ging ihre Zahl seit 1952 nur um 10 000 zurück.

Insgesamt haben 57 000 Ostvertriebene auf eigenem Grund und Boden in Westdeutschland wieder seßhaft werden können; 32 000 allerdings nur auf kleinen Stellen unter zwei Hektar. In den meisten Fällen hat daher bei ihnen die Tätigkeit in der eigenen Landwirtschaft nur die Bedeutung eines Nebenerwerbs.

Vertriebenen-Ausweise haben politischen Wert

Die Bedeutung des amtlichen Vertriebenen-Ausweises auch für die politisch-rechtliche Stellung der Vertriebenen wird teilweise in Vertriebenen-Kreisen unterschätzt. Solange der Vertriebenen-Ausweis als Dokument für soziale und wirtschaftliche Ansprüche wichtig war, erfolgte in den meisten Fällen die Beantragung. Sehr oft ist jedoch festzustellen, daß Vertriebene, die mehr oder weniger eingegliedert sind, sich um diesen Ausweis nicht bemühen. Darin liegt nicht nur eine Unkenntnis der Bedeutung des Ausweises für den heimatrechtlichen Anspruch der Vertriebenen, sondern dieses Desinteresse wird bereits als Argument gewisser Kreise in der Bundesrepublik benutzt, um sagen zu können, die Vertriebenen seien ja schon eingegliedert, denn sie verzichteten sogar auf den Ausweis.

Bundesvertriebenenminister Oberländer hat in einem Rundfunkinterview den Zusammenhang zwischen Vertriebenen-Ausweis und Heimatrecht deutlich gemacht. Er betrachtet den Ausweis als ein wichtiges Dokument, mit dem sich der Vertriebene bei einer künftig möglichen Beweisführung über seine Heimatzugehörigkeit allein legitimieren kann. Deshalb sei der Vertriebenen-Ausweis ein wichtiges politisches Dokument, und jeder Vertriebene müsse es als selbstverständliche Pflicht ansehen, sich diesen Ausweis zu besorgen, damit er sich eines Tages an einer möglichen Abstimmung für seine Heimat beteiligen kann.

Um verkürzte Arbeitszeit

Einen „Aufschrei nach verkürzter Arbeitszeit" durch Einführung der 40-Stunden-Woche nannte Klaus von Bismarck, der Leiter des Evangelischen Sozialamtes in Villigst, die Diskussionsbeiträge eines evangelischen Arbeitertreffens in Schweinfurt, an dem über 1200 Besucher aus ganz Bayern teilnahmen. Das Treffen stand unter dem Grundthema „Arbeit und Freizeit". Die bayerische Landtagsabgeordnete Frau Nägelsbach unterstützte die Forderung nach der 40-Stunden-Woche vor allem im Hinblick aus die berufstätigen Frauen, die zusätzlich etwa vier bis sechs Stunden Hausarbeit täglich verrichten müßten und an eine Freizeit überhaupt nicht denken könnten.

H. W.

Ostpreußen-Warte
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen
Herausgeber
und verantwortlich für den Gesamtinhalt
Hellmuth Kurt Wander.

Verlag: Elchland-Verlag, K.-G., Göttingen, Postschließfach 522. Bankverbindungen: Städtische Sparkasse Göttingen, Weender Straße, Konto-Nummer 9059. Postscheckkonto: H. K. Wander, Hannover 2 59 91.

Die Ostpreußen-Warte, Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe und Ausgabe B mit Königsberger Neue Zeitung — Ausgabe C mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugsgebühren: 1,20 DM vierteljährlich, zuzüglich 9 Pfg. Zustellgebühren.

Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht aber unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Unverlangt eingesandte Manuskripte können nur zurückgesandt werden, wenn Rückporto beiliegt. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.
Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8-10.

Novelle zum Bundesversorgungsgesetz

Die Fraktionen der CDU/CSU, FDP und DP haben dem Bundestag den Entwurf eines Fünften Gesetzes zur Änderung des Bundesversorgungsgesetzes vorgelegt, der in der Plenarsitzung am 26. Oktober zusammen mit Anträgen der SPD und des BHE an den Kriegsopferausschuß überwiesen wurde. Neben Verbesserungen der Vorschriften über die Heilbehandlung und die Sonderfürsorge für Empfänger einer Pflegezulage enthält der Gesetzentwurf Verbesserungen der Ausgleichsrenten für Schwerbeschädigte, Witwen, Waisen und Eltern. Im einzelnen sollen erhöht werden: die Ausgleichsrente für Schwerbeschädigte bei einer Minderung der Erwerbsfähigkeit um 50 v. H. auf 62,— DM (bisher 52,— DM); um 60 v. H. auf 65,— DM (bisher 55,— DM); um 70 v. H. auf 73,— DM (bisher 65,— DM); um 80 v. H. auf 93,— DM (bisher 78,— DM); um 90 v. H. auf 113,— DM (bisher 98,— DM); um 100 v. H. auf 140,— DM (bisher 120,— DM). Die Ausgleichsrente der Witwen auf 90,— DM (bisher 70,— DM); die Witwenabfindung im Falle der Wiederverheiratung auf 1728,— DM (bisher 1200,— DM); die Ausgleichsrente der Halbwaisen auf 45,— DM (bisher 36,— DM); die Ausgleichsrente der Vollwaisen auf 70,— DM (bisher 60,— DM); die Elternrente bei einem Ehepaar um 50,— DM, bei einem Elternteil um 35,— DM, wenn das einzige oder das letzte Kind oder alle Kinder an Folgen einer Schädigung gestorben sind und die Zuschläge, die schon jetzt für den Verlust mehrerer Kinder vorgesehen sind,

Der Gesetzentwurf beschränkt sich darauf, die Leistungen an diejenigen Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen zu verbessern, die wegen ihrer wirtschaftlichen Situation besonders bedürftig sind.

Neues aus der Gesetzgebung

Ersatz verlorengegangener Urkunden. Nach den Bestimmungen des Vertriebenengesetzes ist allen Vertriebenen und Sowjetzonenflüchtlingen, die ihre zur Ausübung des Berufes notwendigen Prüfungs- und Befähigungsnachweise sowie Urkunden verloren haben, die zur Ausstellung von Ersatzurkunden notwendig sind, auf Antrag durch die für den Wohnort zuständigen Behörden eine Bescheinigung auszustellen, aus der ersichtlich sein muß, daß der Antragsteller die Ablegung der Prüfung oder den Erwerb des Befähigungsnachweises glaubhaft nachgewiesen hat. Der Nachweis muß durch zwei glaubwürdige Zeugen geführt werden, und zwar entweder durch persönliches Erscheinen bei der ausstellenden Behörde oder durch eidesstattliche Erklärungen.

Versorgung von Witwen, deren neue Ehe aufgehoben oder geschieden worden ist. Allen Kriegerwitwen, die bis zu ihrer Wiederverheiratung nach dem Bundesversorgungsgesetz rentenberechtigt waren oder sich vor Inkrafttreten des Bundesversorgungsgesetzes wiederverheiratet haben und ohne Eingehung der zweiten Ehe rentenberechtigt sein würden, kann nach folgenden Grundsätzen eine Witwenbeihilfe im Wege des Härteausgleichs gewährt werden, wenn die zweite Ehe aufgehoben oder geschieden worden ist:

1. Die Aufhebung oder Scheidung der Ehe muß aus Alleinverschulden des Ehemannes erfolgt sein. 2. Die Witwe darf nicht auf Unterhalt verzichtet haben. 3. Die Witwe muß ihre Unterhaltsansprüche gegenüber dem zweiten Ehemanne geltend gemacht haben. 4. Die Witwe muß entweder das 50. Lebensjahr vollendet haben oder erwerbsunfähig sein oder für mindestens ein Kind des Verstorbenen oder ein eigenes Kind im Sinne des BVG § 41 zu sorgen haben. 5. Die Witwenbeihilfe darf zusammen mit dem sonstigen Einkommen den Betrag nicht übersteigen, den sie als Witwe ohne sonstiges Einkommen an Grund- und Ausgleichsrente erhalten würde. 6. Von dem zweiten Manne geleistete Unterhaltszahlungen sind auf die Witwenbeihilfe voll anzurechnen.

Versorgung von Wehrmachtsangehörigen, die von Gerichten der Besatzungsmächte verurteilt worden sind. Nach einer Verlautbarung des Bundesministeriums für Arbeit haben Wehrmachtsangehörige, die unmittelbar aus der Kriegsgefangenschaft in eine andere Art festen Gewahrsams (z. B. Untersuchungshaft, Strafhaft) überführt worden sind, hierdurch nicht den Status eines Kriegsgefangenen verloren. Dasselbe gilt, wenn Kriegsgefangene, die schon entlassen worden waren, von den Besatzungsmächten unter der Beschuldigung, während des militärischen Dienstes strafbare Handlungen begangen zu haben, erneut festgenommen worden sind. Sofern dieser Personenkreis als Folge der Kriegsgefangenschaft gesundheitliche Schäden erlitten hat oder noch erleidet, ist für deren Folgen Versorgung nach dem Bundesversorgungsgesetz zu gewähren. In der Regel werden alle in der Kriegsgefangenschaft erworbenen Gesundheitsstörungen als Folge der Kriegsgefangenschaft anzusehen sein.

Haftentschädigung für Sowjetzonenflüchtlinge. Beim Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsbeschädigte ist ein Unterstützungsfonds gebildet worden, aus dem für die erlittene Haft einmalige Beihilfen gewährt werden können. Bezugsberechtigt sind die im Bundesgebiet oder in Berlin (West) ansässigen ehemaligen politischen Häftlinge aus der sowjetischen Besatzungszone und dem sowjetischen Sektor von Berlin, die nach dem 1. 1. 1948 länger als ein Jahr in Gewahrsam waren. Das gleiche gilt für ehemalige politische Häftlinge aus anderen Gebieten, in denen die Grundsätze einer freiheitlichen demokratischen Ordnung keine Gültigkeit haben. Bedürftigkeit und Würdigkeit ist Voraussetzung, Bedürftigkeit wird angenommen, wenn das monatliche Einkommen nach dem Durchschnitt der letzten zwölf Monate vor der Antragstellung 200,— DM monatlich nicht übersteigt, wobei für die Ehefrau ein Zuschlag von 100 DM und für jedes unterhaltsberechtigte Kind ein solcher von 70 DM gewährt wird. Anträge sind bei den Verwaltungen der kreisfreien Städte und Landratsämter einzureichen.

Erhebungen über Vertriebenenbetriebe

Wie aus dem Bundeswirtschaftsministerium bekannt wird, werden die branchenmäßig durchgeführten Untersuchungen über die Kapitalstruktur bei den heimatvertriebenen Unternehmen bis Ende Oktober abgeschlossen sein. Sie können also bereits in den ersten Novembertagen Gegenstand einer ersten Beratung im Bundestagsausschuß für Heimatvertriebene sein. In Auswertung dieser Untersuchungen wird der Ausschuß entsprechende Vorschläge über steuerliche Sonderregelungen für Vertriebenenunternehmungen ausarbeiten, die geeignet erscheinen, das starke Übergewicht des Fremdkapitals gegenüber dem Eigenkapital zu beseitigen und zu erreichen, daß sich allmählich eine diesbezügliche strukturelle Angleichung an die Zusammensetzung bei einheimischen Unternehmen vollzieht.

Wird Bernstein Mangelware?

Eine Unterhaltung mit Direktor Gerhard Rasch von der Bernsteinmanufaktur Hamburg, früher Königsberg / Sowjets horten Bernstein als kriegswichtigen Rohstoff / Bernstein-Monopol der Sowjets als politisches Machtmittel im Nahen Osten

Wenn wir an die Staatliche Bernsteinmanufaktur in Königsberg denken, erinnern wir uns an die hübsche Verkaufsstelle schräg gegenüber der Tragheimer Kirche. Jedesmal wenn man an ihr vorbeikam, mußte man stehenbleiben, ob man wollte oder nicht, um sich die netten und oft sehr teueren und luxuriösen Schachbretter, Schmuck- und Zigarettenkästchen, Uhrgehäuse, Brieföffner, Ketten, Ringe und dergleichen mehr anzusehen. Wenn man jetzt die Verkaufsstelle der Bernsteinmanufaktur Hamburg aufsuchen will, dann muß man schon etwas suchen. In der Nähe der Kreuzung Ballindamm und Jungfernstieg ist der Neue Wall und laut Auskunft soll sich im Hause 10 die Verkaufsstelle befinden. Wenn man nicht haarscharf aufpaßt, kann es einem ergehen, daß man die schlichte Vitrine an der Hausfront neben dem Hauseingang einfach übersieht. Eigentlich schade, denn in der Vitrine kommen die ausgestellten Schmuckstücke gar nicht so recht zur Geltung und auffallen tun sie da schon gar nicht. Nun, der Kenner und Liebhaber, der den Wert des Bernsteinschmuckes recht zu würdigen weiß, wird auch seinen Weg zur zweiten Etage des Hauses Neuer Wall 10 machen, um sich allein schon dadurch eine große Freude zu bereiten, daß er die dort wirklich repräsentativ dargebotenen Schmuckstücke bewundern kann.

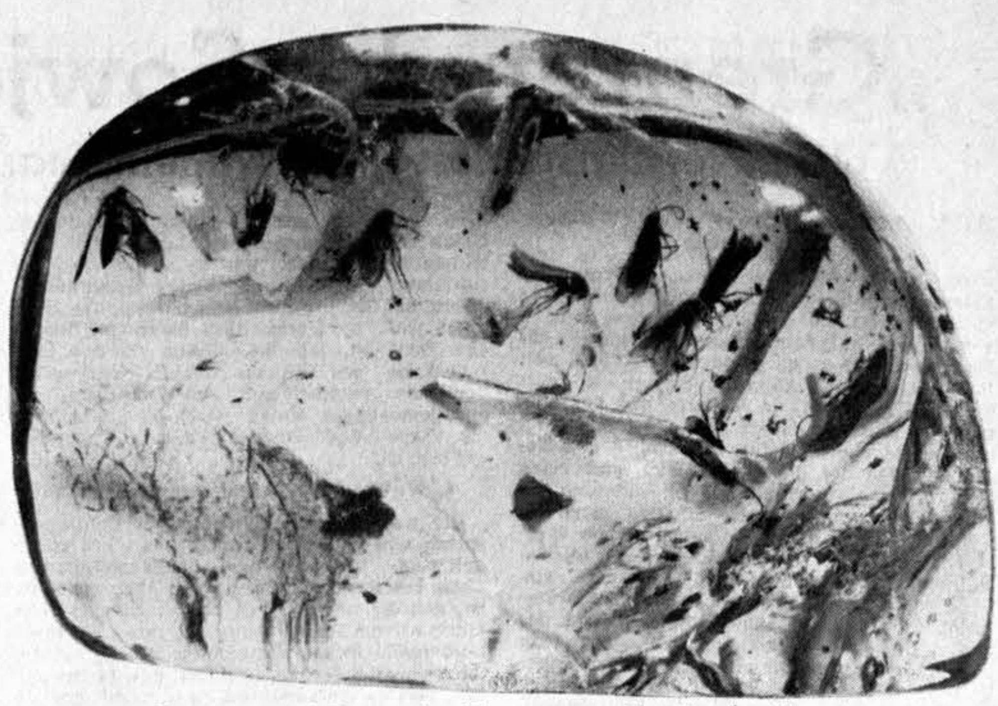
Man kommt mit Direktor Rasch, dem früheren kaufmännischen Direktor der Staatlichen Bernsteinmanufaktur Königsberg, sehr „rasch" ins Gespräch, da er allen, die gegenüber dem Bernstein aufgeschlossen sind, gern Rede und Antwort steht. Denn der Aufbau der Hamburger Manufaktur ist Rasch's Werk. Am 20. Juli 1945 mitten in rauchenden Trümmern und verschütteten Straßen war er an die Arbeit gegangen. Noch Ende 1944 war Bernstein von Ostpreußen waggonweise ausgelagert worden. Besonders der Orient rief nach echtem Bernstein für die Rosenkränze der Mohammedaner, die nach Mekka pilgern und dort ihre Rosenkränze ins Meer werfen. So wurde der Bernsteinschmuck zu einem wichtigen Devisenbringer. Für zwanzig Jahre war der ausgelagerte Vorrat berechnet, aus allen Gegenden Deutschlands wurde der ausgelagerte Bernstein über die Zonengrenzen nach Hamburg gebracht. Oft unter nicht gerade gefahrlosem Einsatz treuer Mitarbeiter. Zehn Jahre sind herum. Und schon beginnt sich Direktor Rasch Sorgen zu machen, wie er seine allmählich zusammenschrumpfenden Bestände auffrischen kann. Gewiß, Bernstein wird nicht nur in Ostpreußen gefunden. Der Bernsteingürtel zieht sich an der gesamten Ostseeküste hin, ja auch an der Elbmündung wird hin und wieder Bernstein aufgefischt. Aber das ist viel zu wenig. Und die Erforschung von abbauwürdigen Lagerstätten ist zu teuer und zu wenig erfolgversprechend. Erst der maschinelle Abbau, wie er in der „Blauen Erde" von Palmnicken betrieben wurde, macht ihn rentabel. Die Sowjets, so berichtet Direktor Rasch weiter, haben die Tagesförderung wesentlich gesteigert. Aber sie exportieren nichts, sondern sie horten den Bernstein. Manche Gewährsleute wollen wissen, daß das in Minsk in atombombensicheren Bunkern geschieht. Bernstein ist nämlich nicht nur Schmuck, sondern auch ein kriegswichtiger Rohstoff. So wurden die Gasfilter der Gasmasken aus Bernstein hergestellt. Vielleicht haben die Sowjets auch noch andere für Rüstungszwecke geeignete Eigenschaften am Bernstein entdeckt.

Oder sie verfolgen damit auch nur rein wirtschaftliche Zwecke. Sie haben ja Zeit, je mehr die Zeit vorschreitet, umso rarer wird der Bernstein auf dem Weltmarkt. Umso teurer wird er. Und der Wert des in Minsk lagernden Bernsteins steigt von Tag zu Tag ohne Zutun der Sowjets. Aber noch eine andere Perspektive eröffnet sich. Eines Tages wird die Sowjetunion der einzige Staat sein, der den Mohammedanern des Vorderen Orients den echten Bernstein für ihre Rosenkränze verkaufen kann. Das wird ihren politischen Einfluß im Nahen Osten wesentlich vermehren und festigen. Die Engländer und Amerikaner werden es eines Tages noch bitter bereuen, daß sie den Sowjets das Bernsteinland Ostpreußen überlassen haben. Vielleicht ist die Stunde nicht allzu fern, da Herr Churchill auch einmal darüber nachdenkt, daß sich England durch die großzügige Überlassung Ostpreußens an die Sowjets sein eigenes Grab gegraben hat. Wenn heute die Sowjetunion Waffen an die Araber verkaufen kann, dann kann vielleicht der Weg dazu bereits über das echte Bernstein gegangen sein.

Wie sehr die Sowjets sich auf den Laufenden halten, wann der Bernstein, der sich in Hamburg befindet, zuende geht und sich Direktor Rasch nach neuen Rohstoffquellen umsehen muß, zeigt deutlich ihre Taktik, über das neutrale Ausland ein Angebot auf Lieferung einer kleinen Menge Bernstein an Direktor Rasch zu machen. Als dieser sein Interesse daran bekundet, ist auf einmal diese Lieferung nicht mehr greifbar. Ein ganz eindeutiger Versuchsballon, um festzustellen, wann die Sowjetunion das einzige Bernsteinland ist.

Es ist klar, daß sich auch für die deutsche Politik daraus ganz zwangsläufig die Folgerung ergibt, daß wir so bald wie möglich wieder in den Besitz von Ostpreußen gelangen müssen, um das Bernsteinmonopol der Sowjets zu brechen. Gerade jetzt in Genf muß die deutsche Diplomatie den Amerikanern und Engländern vor Augen halten, daß sie damals als Siegermächte wohl eine Riesendummheit begangen haben, den Sowjets neben den Uranerzlagern Mitteldeutschlands auch das weltwirtschaftlich und damit politisch so überaus wichtige Bernsteinland Ostpreußen zu überlassen. Und daß diese Riesendummheit wieder ausgebügelt werden muß und nicht durch Nachgeben noch vergrößert werden kann.

Wenn man aber in den Vitrinen in der Verkaufsstelle der Hamburger Bernsteinmanufaktur all die schönen Schmuckstücke sieht, dann kann man wehmütig werden bei dem Gedanken, daß dieser Bernstein, der so schönen und wertvollen Schmuck liefert, gleichzeitig auch der Stoff sein muß, aus dem sich ganz gefährliche politische Entwicklungen ergeben könnten. **hschl.**



Fauna und Flora der Urzeit im „Goldenen Sarg"

(Farnkraut, Fliege sowie weitere tierische und pflanzliche Einschlüsse.) Foto: A. O. Schmidt

Bernstein-Erzeugnisse

schmückten seit Jahrzehnten die Gabentische unserer verlorenen ostpreußischen Heimat. Festtage, Familienereignisse, Jubiläen, Betriebsveranstaltungen sowie besondere Ehrungen wurden zum Anlaß genommen, um durch Überreichung kunstvoll verarbeiteter Bernsteingaben die Verbundenheit des ostdeutschen Menschen mit seiner Heimat zum Ausdruck zu bringen. Unsere Landsleute sehen in diesem Material auch heute noch, trotz des Verlustes der einzigen Rohstoffquelle der Welt, den urdeutschen Werkstoff, der zum Sinnbild wehmütiger Erinnerungen geworden ist. Er erscheint ihnen nicht nur als Schmuck schlechthin, sondern als Stück ihrer verlorenen Heimat und schlägt darüber hinaus zugleich eine Brücke zum neuen Gastland.



Formschöner Bernsteinschmuck

Behangcollier mit drei Naturbernstein-Edelsteinen und zwei klaren Einschlußstücken, neuzeitliche Blütenbroschen in Silberfassung, Anhänger und Naturformketten.

Bernstein - versteintes Baumharz

Vor Millionen Jahren in der Tertiärzeit entstand er im Norden unseres Erdteiles. Seine Kulturgeschichte ist so alt wie die Geschichte der Menschheit. Aberglauben und Geheimnis umgab dies „Gold des Nordens" im Altertum.

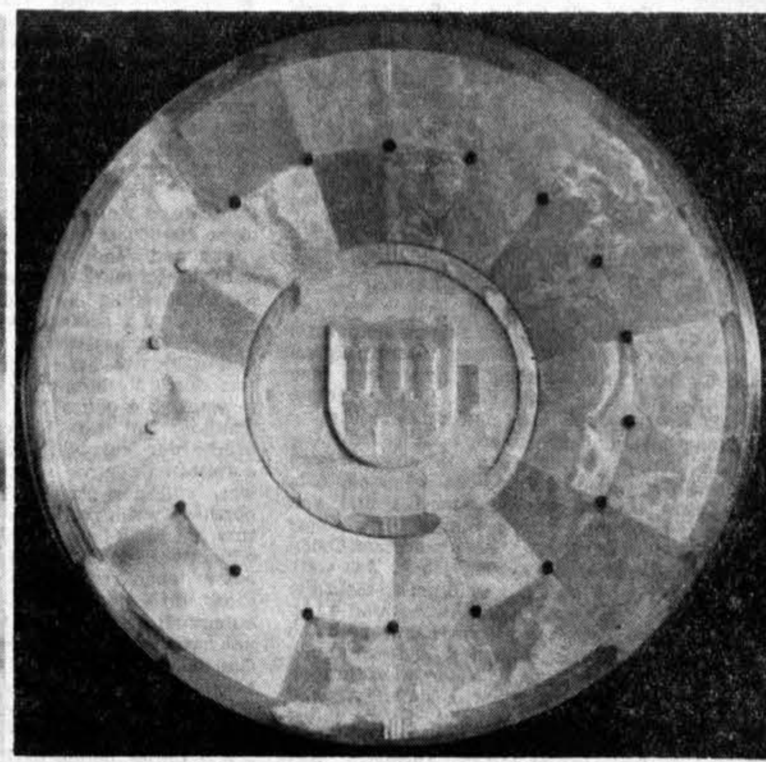
Mohammeds Gebot war, daß die Gebetsketten der Rechtgläubigen aus den kostbaren gelben Perlen gereiht sein sollen.

Die Bernsteinstraßen brachten den sagenhaften Stein des Nordens zu den Völkern des Mittelmeeres. Bernstein wurde der Schmuck des Imperium Romanum.

Im Mittelalter gewann der Bernsteinhandel den europäischen Handelsstädten Reichtum und schon im 16. Jahrhundert entsteht das Bernstein-Kunstgewerbe und nimmt einen beherrschenden Raum ein.

Die Neuzeit aber pflegt diese künstlerische Tradition und vollendet die meisterliche Bernsteinkunst vergangener Epochen.





Gebrauchsgegenstände aus Naturbernstein

teilweise in Verbindung mit Edelhölzern und edlen Metallen. Tisch- und Taschenfeuerzeug, Thermometer, Dauerkalender, Puderdose und Flaschengießer — Naturbernstein-Schale mit Hamburger Wappen. Die Schale hat einen Durchmesser von 37 cm, die einzelnen durch ein silbernes Rahmenwerk auf der Rückseite zusammengehaltenen Natur-bernsteinplatten sind von besonderer Schönheit und Maserung. Das Stadtwappen selbst ist aus einem Stück geschnitzt worden, und zwar von dem Erbauer der bekannten Danziger Kogge, ***Schnitzermeister Carl Dreher,*** *der das 70. Lebensjahr überschritten hat und heute noch für die Bernstein-Manufaktur Hamburg arbeitet,*

„Grenzen der Sowjetmacht"

Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Starlinger - Königsberg

Erschienen im Holzner-Verlag, Würzburg
II. Fortsetzung

Das Urteil ergab sich daraus, daß mit dem Sturze des Mannes, der seit vielen Jahren dieses System völlig beherrschen und sich — wenn auch äußerlich allein im Dienste des höchsten Herrn — im personellen Aufbau völlig unterwerfen konnte, der nach dem Tode des Gossudars in Vorbereitung des eigenen Staatsstreiches sicher auch die letzten personellen Mängel beseitigt hatte, eben aus diesen Gründen der gesamte Aufbau und seine Zielsetzung eine grundlegende Änderung im Sinne des neuen Kurses erhalten mußte, wenn die Träger dieses Kurses nicht von vornherein auf einem Pulverfaß sitzen bleiben wollten. Offiziell wurde das MGB noch von Beria selbst aufgelöst und mit dem MWD vereinigt (offensichtlich zum Zwecke sowohl der letzten personellen Reinigung im eigenen Sinn wie auch der Förderung kommender Popularität), nach Berias Sturz aber (allerdings erst nach einem monatelangen Interregnum) wieder selbständig gemacht und vom MWD neuerdings getrennt. Die nunmehrigen Leiter dieser Instrumente konnten aber mit der Machtfülle der früheren Chefs nicht mehr konkurrieren, sie konnten nur mehr als hochgestellte Vollzugsorgane aufgefaßt werden, denn keine der seither rivalisierenden Machtgruppen konnte dulden, daß das Instrument des Terrors in andere als die eigenen Hände käme, und alle zusammen mußten verhindern, daß sich etwa ein neues Terrorsystem im Stile Stalins oder Berias aufbaute und wieder verselbständigte.

Nach unten hin wurde diese Umgruppierung, wie bereits ausgeführt, zunächst deutlich in der Unsicherheit des Regimes, in der öffentlichen Austragung der Kompetenzkonflikte unter Wegfall der bis dahin allmächtigen Synchronisation durch den jeweiligen Beauftragten des MGB (des eigentlichen Lagerchefs), in der beginnenden Auflösung der Regimelagerorganisation, in der Abtrennung der angeschlossenen Betriebe und ihre Unterstellung unter „fremde Fachministerien" usw., sie wurde aber auch gerade demonstrativ vor Augen geführt durch die wirtschaftliche Schlechterstellung des bis dahin in jeder Weise bevorzugten Offizierskorps. Dieses hatte bis nun nicht nur erhebliche Prämien (bei Normerfüllung insbesondere Übernormleistung der unterstellten Betriebe), sondern auch doppeltes Gehalt bezogen, einmal entsprechend dem jeweiligen Offiziersrang, sodann entsprechend dem im Lager bekleideten Amt (z. B. als Lagerchef oder Abteilungschef). Nun fielen die Prämien weg und der jeweils Betroffene mußte sich für eines der bisherigen Gehälter entscheiden. Die dadurch ausgelöste moralische wie materielle Depression war groß, offensichtlich und wurde nicht nur von den Gefangenen, sondern auch vom niederen Wachpersonal mit unverhohlener Genugtuung aufgenommen.

Sogenannte Friedensbewegung

Obwohl auf die Problematik und Perspektive der sowjetischen Außenpolitik erst im übernächsten und letzten Abschnitt eingegangen werden soll, scheint es nicht überflüssig, schon jetzt auf eine Frage hinzuweisen, deren Verständnis nicht nur für die Außenpolitik, sondern im oben dargelegten Zusammenhang auch für die Innenpolitik wichtig ist — es handelt sich um die Beweggründe der sogenannten Friedensbewegung.

Es soll jetzt nicht davon gesprochen werden, aus wie vielen und wie gearteten Gründen diese Propagandaoffensive unter dem Motto: Friede in der ganzen Welt! gestartet wurde, sondern nur davon, daß diese Frage und ihre Lösung auch für die letzten kommenden inneren Machtkämpfe eine große Bedeutung haben werden. Denn das ganze Volk — wie jedes Volk — will wirklich den Frieden, es ersehnt ihn aus ganzem Herzen und wird bereitwillig dem als kommenden Sieger folgen, der ihn den wirklichen Frieden mit Ruhe, Sicherheit und wachsender Freiheit bringt. Hier begegnen sich der heiße Wunsch der Massen und der kalt rechnende Wille der rivalisierenden Machtgruppen. Denn auch diese, sowohl innerhalb der Partei wie innerhalb der Armee, wünschen einen langen garantierten Frieden, weil sie ihn brauchen, wie noch zu zeigen sein wird. Anderseits will jede dieser Machtgruppen selbst der Friedensbringer gegenüber den Massen sein, und zwar der alleinige, ohne diesen großen Anspruch und seine hilfreiche Nutzung mit jemand anderem zu teilen. Um diesen kommenden Frieden in einem neuen Konzert der großen Mächte zu erlangen, d. h. mit einem hierzu bereiten Amerika und von diesem geführten Europa einmal zu akkordieren und eben dadurch den bedrohten Osten zu sichern, muß man Pfänder geben. Das weiß jeder denkende Russe, das weiß um so mehr die Partei und nicht weniger die Armee, und alle sind hierzu willens, wenn sie heute noch so streng und hart das Gegenteil beteuern. Sie müssen dieses tun, weil keine Machtgruppe heute Pfänder abgeben will, deren Abgabe ihr nicht allein zugute kommt, die sie selbst und allein morgen zu nützen hofft, um über den von ihr manipulierten Ausgleich den eigenen Führungsanspruch in den eigenen Massen legitim zu verankern. Auch dies war ein Grund, warum Berlin scheitern mußte, bevor es noch begonnen hatte, und ist ein Grund für den Westen, mit allen Annäherungen gegenüber Moskau zu warten, bis die Zeit reif geworden ist, weil Moskau hierfür erst reif werden muß.

So also stellte sich die innere Situation der Union um die vergangene Jahreswende kritischen Urteilern dar, und es scheint dem Berichterstatter, daß die seitherige Entwickelung dieser Beurteilung nicht widersprach, sie allerdings auch nicht wesentlich überholte. Dieses aber bedeutet, daß die mühsam getarnte Führungskrise des Systems zunächst weitergeht und jedes entscheidende außenpolitische Neuengagement der Union verhindern wird, bis die Frage des inneren Führungsanspruches geklärt ist.

4. Wirtschaftskrise und ihre Problematik

Die wirtschaftliche Situation der Union entsprach und entspricht dem Typus eines manipulierten überzüchteten Staatskapitalismus. Diese Feststellung ist nicht neu, aber das Neue ist, daß die nur politisch verankerte und dank autoritativem Terror bisher einigermaßen funktionierende Manipulierung in ihrer Grundlegung gefährdet ist, seitdem das Instrument des Terrors entscheidend geschwächt und in seiner Tatkraft unsicher wurde bzw. noch nicht wiederaufgebaut werden konnte. — Man kann die grundsätzliche Lage, wie sie sich gegen Ende des vergangenen Jahres darstellte, ohne zu groben Schematismus etwa folgendermaßen schildern.

Das ökonomische System des bisherigen sowjetischen Staatsorganismus, der ideologisch auf der These ruht, daß in seinem Bereiche die kapitalistische Ausbeutung des Menschen durch den Menschen endgültig aus der Welt geschafft wurde, beruhte und beruht letzten Endes auf der ungeheuerlichen Ausbeutung des fellachisierten Bauern. Diese Ausbeutung, gemessen an dem, was der Kolchosnik für seine Arbeit und ihr Erzeugnis bekommt, im Verhältnis zu dem, was er sich dafür kaufen muß, beträgt im Schnitt bis zu 1000 Prozent. Die Lebenshaltung des Durchschnittsbauern ist deshalb auch heute noch unvorstellbar gering, trotzdem man in den letzten Jahren versuchte, durch zahlenmäßige Verkleinerung und räumliche Ausweitung der Kolchosen, deren Zahl heute kaum mehr 300 000 erreicht, im großen zu rationalisieren und damit ohne Zweifel gewisse, wenn auch beschränkte Erfolge erzielte. Aber alle Rationalisierung kann nur ungenügende Erfolge bringen, solange die Landflucht, insbesondere des Mannes, anhält, und das an sich wenig aktive Menschentum keinen zureichenden Anreiz durch Verbesserung seiner Lebenshaltung gewinnt. Die ganze Not der durchschnittlichen Kolchose hat sich bisher nur selten in Ausbrüche der Verzweiflung verwandelt, weil der autoritative Terror ebenso total wie absolut war, und der einfache Fellache, trotzdem er durchaus weiß, daß er im Falle seiner Inhaftierung im MGB-Lager wenigstens seit 1950 nicht schlechter, sondern vielleicht sogar im Schnitt besser leben kann als in der heimatlichen Kolchose, doch den freiwillig provozierten Lageraufenthalt (auch dieses kommt vor!) nur ausnahmsweise vorzieht. Denn er will sein letztes Gut, das Band der Familie, nicht zerreißen, weil er weiß, daß (wenigstens bisher) die einmal eingetretene Trennung eine solche für immer bedeutet.

Auf dieser ungeheuerlichen Ausbeutung des Bauern beruht der Staatshaushalt der Union. Ohne sie könnte er niemals balancieren. Ohne sie wäre es aber auch unmöglich gewesen, die unzweifelhaften Fortschritte der Schwerindustrie zu erzielen, die ihrerseits wieder die Grundlagen für allen übrigen Aufbau und für die Rüstung abgaben und geben. Es ist kein Zweifel, daß diese riesige Staatsindustrie auch heute nur zum Teil auf echter Rentabilität beruht. Fielen die (vom Bauern bezahlten) Staatszuschüsse weg, wäre die Schwergütergewinnung in der heutigen Form nicht aufrechtzuerhalten. Daß der Aufbau dieser Schwerindustrie im überschnellen Tempo (das seit dem Kriegsende noch gesteigert wurde) auf der andern Seite den Aufbau und die Ausgestaltung einer nur einigermaßen zureichenden Leicht- und Konsumgüterindustrie nicht erlaubte, weil für beide Aufgaben eben Potential wie Kapazität nicht ausreichten, versteht sich von selbst und ist allgemein bekannt. Und so steht die weitere Entwicklung vor einem mindestens dreifachen Engpaß, der nicht überwunden werden kann, wenn es nicht in Kürze gelingt, entweder den absoluten wie totalen Massenterror neu zu aktivieren oder ganz neue Wege einzuschlagen. Und eben darum kreist die Problematik des neuen Kurses, oder besser gesagt, der neuen Kurse, denn es gibt nicht nur eine Planung und nicht nur ein Ziel.

Das zutiefst unzufriedene, teilweise schier verzweifelnde, aber bisher dumpf resignierende Bauerntum wittert Morgenluft. Es wünscht noch nicht Land, eigenes Land, dazu reicht der Mut noch nicht, wiewohl dies das Ziel aller Sehnsucht ist und bleiben wird — aber es wünscht immer dringender eine wirtschaftliche Besserstellung (nicht zuletzt unter Hinweis auf den großen Unterschied zwischen Stadt und Land), und zwar einerseits durch Abstumpfung der bisher nur zu seinen Ungunsten wirkenden Preisscheere, anderseits durch vermehrte Möglichkeiten einer Leicht- und Konsumgüterbefriedigung. Es wünscht eine wesentliche Verbesserung der funktionellen Motorisierung nicht so sehr durch materielle Vermehrung der Maschinen, als durch eine bessere bedienungsmäßige Ausnützung derselben. Dieses aber verlangt nicht nur, der männlichen (von der Schwerindustrie und Rüstung abgesaugten) Landflucht Einhalt zu gebieten, sondern sogar eine Rückführung von Traktoristen, Mechanikern in ausreichender Zahl zu bewirken.

Demoralisierung des Bauerntums

Partei, Staat — und Armee — sehen diese Demoralisierung des Bauerntums, messen den sinkenden Arbeitswert und fühlen die Minderung der Produktion, die schon bisher zur Verhütung von Massenhunger immer gerade nur reichte. Man darf nie vergessen, daß die Broterzeugung der Union niemals voll genügt und bereits bei geringer Mißernte in ihren Grundlagen erschüttert wird, daß jede Kornausfuhr Hungerdumping war und ist, daß Malenkow in seiner großen Beschwörungsrede vom vergangenen Spätherbst (als er die nahen Herrlichkeiten des neuen, seines neuen Kurses pries) wörtlich sagte: „Wir werden in wenigen Jahren 800 000 Tonnen Butter erzeugen". Wieviel jetzt gewonnen wird, sagte er nicht, und er vergaß auch hinzuzufügen, daß Deutschland im Jahre 1938 zufällig gerade eben 800 000 Tonnen Butter auf seiner so kleinen Raumfläche bereits imstande war zu erzeugen.

Diese Lage in der Landwirtschaft war uns nicht nur bekannt aus dem sehr aufschlußreichen Studium der kleinen Provinzblätter (mit ihrer Darstellung der Leistungstabellen, der Versorgung, der „Selbstkritik", die sich ganz anders liest als die Berichte in den großen Zentralzeitungen, z. B. über den Verlauf der 19. Parteiversammlung), sondern auch aus zahllosen Erzählungen unserer mitgefangenen „Kulaken" aller Landstriche der Union und immer wieder die unaufmerksame Zensur passierenden Briefe der Frauen und Kinder, in denen solche Sätze wiederkehrten: „Im vergangenen Jahr haben wir bei aufgerechneten 120 Arbeitstagen pro Tag 90 g Kohl bekommen und sonst nichts!" — „Ich habe nichts mehr, um den Lumpen der Kinder Flicken aufzusetzen." — „Ich kann die Kinder nicht mehr zur Schule schicken, denn mit dem letzten Schuhwerk ist es endgültig aus und neues können wir weder bekommen noch kaufen" usw. — Dieses ist der Zustand in der Durchschnittskolchose und nicht der in Musterbetrieben den gelenkten ausländischen Delegationen präsentierte! — Die Mitglieder dieser Delegation würden erstaunt sein, wenn sie nur einen Hauch der Erbitterung spüren könnten, die ein Bauer — innerhalb wie außerhalb des Lagers — fühlt, wenn er in der großen Zeitung liest, mit welcher Bewunderung sich diese in Luxuszügen reisenden, mit Kaviar, Sekt und Weihrauch verführten Delegationen über die Großartigkeit der ihnen gezeigten Leistungen aussprachen! — „Gewiß, es gibt in der Union viele, für sich durchaus bewundernswerte Leistungen — aber es ist nicht schwer, auf dem Rücken eines großen Volkes und im Besitze unermeßlicher Reichtümer Pyramiden zu bauen, wenn Blut und Tränen keine Rolle spielen" — ein Satz, der im Munde meiner Gewährsmänner immer wiederkehrte.

Krustschew enthüllt

Wie schwer aber die wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft im ganzen sein mußte, das wurde erst in vollem Umfange klar aus dem großen Rechenschaftsbericht, den Krustschew kurz nach der Übernahme der Macht im ZK vor diesem hielt — unerwartet hielt. Es war dies ein sehr langer und bis ins einzelne gehender, aber auch wörtlich in allen Zeitungen gebrachter Bericht, dessen Zusammenfassung folgendermaßen lautet: Die landwirtschaftliche Produktion ist nicht genügend, weil die Desorganisation der Mechanisierung übergroß und die verfügbare Arbeitskraft auf dem Lande zu klein geworden ist, weil die Arbeitsmoral sinkt und die Versorgung mit allem und jedem nicht ausreicht. Um das Land zu sichern, ist eine entscheidende Steigerung der Produktion und eine Besserstellung des Bauerntums in jeder Hinsicht nötig. Zu diesem Zwecke muß die agronomische, administrative und technische Führung total reorganisiert und die Leistung der MTS durch Massenrückführung hochwertiger Mechaniker aufs Land auf eine neue Grundlage gestellt werden. Schließlich ist es nötig, auf schnellstem Weg bisher braches, kulturfähiges Land im größten Maßstabe unter den Pflug zu nehmen. — Was Krustschew nicht hinzugefügte, wäre etwa so zu formulieren gewesen: denn, wenn wir dieses nicht mit Erfolg bewerkstelligen, können wir den Kolchos nicht halten, weil uns der totale Terror nicht mehr wie bisher zur Verfügung steht. Vielleicht mag er auch im stillen gedacht haben: noch nicht wieder zur Verfügung steht. Der ganze Bericht, kaum verhüllt in der Form, war eine einzige Anklage nicht nur der bisherigen Führung (Stalins), sondern auch der gegenwärtigen Staatsleitung (personell des Landwirtschaftsministers, eines der engsten Freunde Malenkows, in der Sache des Vorsitzenden des Ministerrats selbst), und dieser Sinn war eindeutig erkennbar und wurde auch so verstanden. Diese Rede konnte als Proklamation der Machtübernahme im ZK durch Krustschew angesehen werden und schon am nächsten Tage schwenkte die ganze Presse auf die neue Generallinie ein. Tagelang wurde im Rundfunk fast nur vom großen Bericht und seiner epochalen Auswirkung gesprochen. Die Massenrückführung „der Tüchtigsten" aus der Fabrik aufs Land wurde als „Feldzug" proklamiert, was man dem Sinne nach richtiger mit Kreuzzug übersetzen müßte.

Schon in den ersten Tagen erschienen in den Zeitungen nicht nur die ersten Aufrufe, sondern auch schon die Meldungen von ihrem Vollzug in so und soviel Fabriken, „die sich in lodernder vaterländischer Begeisterung mit aller Kraft in den Dienst der großen Sache gestellt hätten, ohne Rücksicht auf persönliche Hindernisse, allein im Vertrauen auf die Weisheit der Partei und ihres monolithnen zentralen Komitees". Der Berichterstatter zitiert wörtlich, um darzutun, daß um diese Zeit die Färbung der Sprache in Rundfunk und Presse sich zu ändern begann. Die „großen Worte" wurden wieder häufiger, sogar von Stalin — in genügender zeitlicher Distanz offenbar schon nicht mehr als gefährlich empfunden — wurde freundlicher gesprochen, ganz selten, aber nicht überhörbar fiel sogar die alte Bezeichnung vom „Großen Stalin", allerdings immer verknüpft mit dem Beiwort des Schülers und Fortsetzers Lenins. Es war sich niemand darüber im unklaren, wem damit gedient werden sollte. Malenkow war es sicher nicht!

(Fortsetzung folgt)

Ostpreußisches Städtesterben

Nur wenige der deutschen Kleinstädte blieben in ihrer bisherigen Verwaltungs- und Verteilerfunktion erhalten; den meisten wurde die wirtschaftliche Grundlage durch das kommunistische Wirtschaftssystem entzogen. Es gab nur noch industrialisierte Landwirtschaft, die die Erzeugnisse an bestimmte staatliche Abnehmerstellen ablieferte, es gab nur staatliche Verteilerstellen für Industriegüter (etwa wie sie der HO in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands entsprechen) und damit entfiel natürlich für eine große Zahl von Menschen jegliche Lebens- und Wirtschaftsgrundlage in der kleinen Stadt.

Die Folge davon ist, daß wir heute in Ostpreußen, in Westpreußen, in Ostbrandenburg und beiden Schlesien eine Entwicklung beobachten, die ein regelrechtes Städtesterben bedeutet. Es wird, amtlich und offen zugegeben, eine wachsende Zahl von Stadtgemeinden zu Dorfgemeinden umgewandelt; meist geschieht das mit dem Hinweis auf ihre geringe Bevölkerungszahl, der tiefere Grund dafür jedoch ist, daß diese Form menschlicher Ansiedlung im kommunistischen Staat keinen Platz hat. Gerade die Kleinstadt prägt ja Individuen, prägt Individualismus, prägt Charaktere, das gilt nicht nur für den persönlichen, sondern auch für den wirtschaftlichen Bereich, und deswegen geht zwangsläufig nicht nur die Zahl der kleinen Städte im heutigen Ostdeutschland zurück, es verändert sich auch ihr Gesicht, es verändert sich ihre Funktion. Das Gesicht wandelt sich einmal nach der dörflichen Seite hin, indem die Ränder solcher Städte zu einer Art Ackerbürgersiedlung werden, während ihre Mittelpunkte den Charakter von Verteilerstellen haben. Den größten Anteil an den Bewohnern solcher Städte stellen Arbeiter, Angestellte und Staatsbeamte jeder Art, so daß mit diesem neuen Menschen- und Wirtschaftstyp auch ein neues Stadtgesicht entsteht. Entwicklungen dieser Art vollziehen sich immer langsam, allmählich und schrittweise; sie haben sich immerhin bereits ein Jahrzehnt lang in Ostdeutschland durchgesetzt, und wir werden damit rechnen müssen, daß der Charakter und die Funktion der kleinen und mittleren Stadt in einem Sinne, wie wir dies vor 1945 kannten, gar nicht mehr vorhanden sind.

Die letzten Reste städtischen Charakters dieser kleineren Siedlungen bestehen entweder in einer Industrialisierung, indem man standortgebundene Industrien in Kleinstädte verlegt, oder sich bemüht, in der Nähe größerer Industriereviere aus Wohnungsgründen Einzelbetriebe, die nicht standortgebunden sind, dorthin zu verlegen.

Der letzte Rest privatwirtschaftlichen Charakters, den wir in den ostdeutschen Kleinstädten anzutreffen haben, sind kleine armselige Läden, in denen in erster Linie Schwarzhandel getrieben wird, demgegenüber der Staat aus Versorgungsgründen anscheinend ein Auge zuzudrücken pflegt. Aber auf die Dauer gesehen, wird das Städtesterben in Ostdeutschland weitergehen und damit wiederum ein wichtiges Glied in dem ehemalig so harmonisch gefügten Charakter Ostdeutschlands zerbrechen. **H. v. Krannhals.**

(Dieser Beitrag ist entnommen dem „Ostbrief", Mitteilungen der Ostdeutschen Akademie, Lüneburg, Oktober 1955.)

Großer Erfolg der Hofer Heimatwoche

Veranstaltet vom Verband der Vereinigten Landsmannschaften

Der Kreisverband veranstaltete zusammen mit den Hofer Heimat- und Kulturvereinen eine Heimatwoche vom 9. 10. bis 16. 10. 1955 in Hof. Eine gefällige Programmschrift begleitete die Besucher durch alle Veranstaltungen. Der tiefe Sinn der Heimatwoche lag nach dem Willen der Veranstalter darin, durch Stärkung des Heimatbewußtseins ein besseres Verhältnis zwischen Binnendeutschen und Ostdeutschen zu erreichen. Die Tatsache, daß der Kulturbund Hof, das Städtische Symphonieorchester und die Frankenpost in diesem Jahre ihr zehnjähriges Bestehen begehen, weist deutlich darauf hin, welch lebhafter Strom von Aktivität seit dem Jahre 1945 durch die Heimatvertriebenen in Hof zu fließen anfing. Das Gedenken an die vor zehn Jahren erfolgte Vertreibung aus unserer ostdeutschen Heimat erhielt auch seine besondere Weihe dadurch, daß die einzelnen Veranstaltungen von jüngst aus Rußland entlassenen Gefangenen besucht wurden. Das hob der Kreisvorsitzende der Landsmannschaften, Studienrat Bergner, besonders in seinen Begrüßungsworten am Schluß der Heimatwoche (16. 10.) hervor.

Aus ganz Oberfranken waren Heimatfreunde nach Hof gekommen. Die Heimatwoche begann mit der Grundsteinlegung zum Mahnmal „Treue der Heimat" am 9. 10. 1955 an der Bayreuther Straße. Am Vormittag des gleichen Tages waren die Jugendlichen aller in den Landsmannschaften organisierten Eltern zu einer Besprechung im „Feldschlößchen" zusammengekommen. Dr. Hans Christ, der Sprecher der DJO, hielt einen Vortrag über „Wesen und Aufgabe der Deutschen Jugend des Ostens". Der stellvertretende Bezirksvorsitzende der Sudetendeutschen Jugend, DJO, Herr Heger, Naila, hatte die organisatorische Vorbereitung des Treffens der Jugendlichen übernommen. Die Kreisgruppe des DRK verpflegte die Jugendlichen nach der Versammlung kostenlos mit einem warmen Mittagessen. Die Feierlichkeiten bei der Grundsteinlegung, welche die Stadtkapelle und der Chor der Landsmannschaften umrahmten, begannen mit der Begrüßung durch den Vorsitzenden des Kreisverbandes. Danach ergriff der Schirmherr der Heimatwoche, Herr Oberbürgermeister Högn, das Wort. Die Grenzstadt Hof mache das Mahnmal „Treue der Heimat" zu ihrer eigenen Sache. Nicht zuletzt deshalb, weil der Durchzug von über zweieinhalb Millionen Menschen seit 1945 durch die fast völlig verschont gebliebene Stadt eindringlich dargelegt habe, was Vertreibung und Verfolgung bedeute. Oberbürgermeister Högn widmete besonders dem gegenseitigen Verständnis zwischen Hofern und Heimatvertriebenen mahnende Worte. Die Stadt sei jederzeit willens, die Brücke der Verständigung weiter zu festigen. Mit den Worten „Treue" und „Frieden" tat er die ersten Schläge an dem nun gesetzten Grundstein. Ministerialrat von Zahn, als Vertreter des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen, hob hervor, daß die Stunde in Hof über ihre allgemeine deutsche Bedeutung hinaus für ihn eine persönliche Bedeutung habe. Er beschwor die Anwesenden, nicht nur in der Erinnerung an Vergangenes die hier entstehende Stätte zu betrachten, sondern sie vielmehr als eine stets gegenwärtige Forderung zu empfinden. Nur im Zusammenstehen aller werde später einmal auch von dieser Grenzstadt hier jener mit friedlichen Mitteln einzuschlagende Weg beschritten werden, in Gerechtigkeit zur Freiheit zu gelangen. Er begleitete seine Hammerschläge an dem Stein mit den Worten „Gerechtigkeit" und „Freiheit".

Abschließend ergriff Dr. Christ das Wort und sprach über die Aufgaben der Jugend. Er ging dabei von einem kürzlichen Wort eines polnischen Staatsmannes aus, welches der an einen westdeutschen Journalisten gerichtet hatte. Ob sich denn die heimatvertriebene Jugend noch nicht voll in ihre neue Umgebung eingegliedert habe. Und wenn ja, ob sie damit eigentlich nicht mehr als eine Forderung auf die alte Heimat erhebe. Mit solchem Ausgangspunkt bewies Dr. Christ, wie notwendig es sei, im deutschen wie im europäischen Sinne eines friedlichen Zusammenstehens derartig zusetzenden Überlegungen zu begegnen. Das alte Kapitel der deutschen Ostgeschichte sei abgeschlossen, ein neues habe begonnen und verlange klare Sicht und Zielsetzung nicht zuletzt von den Trägern der Zukunft, von der Jugend. Nach einem Sinngedicht von Benno Mehlert, das Helmut Göldner vortrug, und einem Heimatlied von Fischer, das der Chor der Landsmannschaften unter Herrn Brachtel sang, schloß der erste Tag der Heimatwoche mit dem gemeinsam gesungenen Liede „Freiheit, die ich meine". Die Feierstunde hatte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie in einem unteilbaren Ring umschlossen.

Prof. Wolfrum sprach

Am Montag, dem 10. Oktober, dem zweiten Tag der Heimatwoche, sprach Professor Dr. Heinrich Wolfrum, Göttingen, früher Lehrerakademie in Elbing, ein gebürtiger Hofer, über „die kulturelle Bedeutung des ostdeutschen Raumes für die deutsche und europäische Geschichte". In seiner Begrüßung wies der Kulturwart des Kreisverbandes der Landsmannschaften in Hof, Herr Studienrat Helmut Meyer, darauf hin, daß die Ostforschung jetzt nur aus den spärlichen historischen Quellen Westdeutschlands schöpfen könne. Die Bibliotheken von 13 Universitäten und Hochschulen im deutschen Osten seien verloren gegangen. Was dort erhalten blieb, werde unter Förderung örtlicher Regierungen zu einer neuen Tendenzgeschichtsforschung genutzt mit dem Ziele, die deutschen Rechtsansprüche auf Ostdeutschland umzufälschen.

In einem fast zweistündigen, aber packenden Vortrag ließ dann Professor Wolfrum die geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Leistung des in mehreren Jahrhunderten erschlossenen Ostraumes, von der Mark Meißen bis zu den Karpaten und zum Baltenland erstehen. Aus dem erst harten Ringen der Kolonisation, gemeinsam geschaffen aus allen deutschen Altstämmen, erwuchs ein neues deutsches und freies Land. Hundertfältige Kräfte regten sich dort, die in den Blütezeiten des späten Mittelalters, der Renaissance, im Rokoko und bis hinein in die Neuzeit ihren Einfluß zurückstrahlten in die Ausgangsländer des deutschen Westens. Wirtschaft, Sprache, bauliche, literarische und philosophische Hochblüte, alles lieferte eindeutige Beweise dafür. Der Vortragende bot Beispiele in solcher Fülle, daß jedes Thema eine eigene Abhandlung verdiente. Eine Hofer Zeitung („Hofer Anzeiger") schrieb davon: „Unseres Erachtens bestand der nicht zu ermessende Gewinn des Abends darin, daß man erkennen mußte, wie diese Schätze fortlebend im Bewußtsein oder auch im Unterbewußtsein der Heimatvertriebenen und Heimatverbliebenen Gegenwarts- und Zukunftswert haben. Daß zu ihrer weiteren Erhaltung die Forderung der Rückführung jener deutschen Länder (hier im reichsdeutschen Sinn von vor 1939 zu verstehen) ein lebenserhaltendes Moment für die gesamte deutsche Zukunft, für ein befriedetes Europa bedeutet. — Rückblickend möchte man sich wünschen, daß die Worte von Prof. Wolfrum auf Tonband aufgenommen worden wären als bestes Unterrichtsmaterial für unsere Schulen."

Finkenstein las

Am Mittwoch, dem 12. 10. war im Wittelsbacher Park das Feierabendsingen. „Heimatlieder unterm Kerzenzelt", Großes inneres Erlebnis" so berichtete der „Hofer Anzeiger" vom 13. 10. Um den Chor der Lanndsmannschaften hatte sich im Laufe des Abends eine vielhundertköpfige Menge geschart. Lehrer Georg Stein leitete den Abend mit viel Umsicht und Geschick. Die getragenen Weisen alter Volkslieder, das Fichtelgebirgslied, das Riesengebirgslied, Kanonsingen und viele andere Lieder banden bald alle Anwesenden zu einer großen Liedgemeinschaft, die schließlich Hand in Hand das Abendlied „Drum Brüder eine gute Nacht" sang. Das Standbild des Sämannes, der eigentlich dahin deutet, daß die Namen auf den Gefallenentafeln Saat für eine bessere Zukunft seien, schien in dieser Stunde mit seiner ausstreuenden Hand ein anderes, auch zukunftsweisendes Saatgut in die Herzen zu setzen: das Gefühl eines zueinander Findens und der Gemeinsamkeit zwischen Heimatvertriebenen und Heimatverbliebenen.

Am Donnerstag, 13. 10, um 20 Uhr, las im Neuen Rathaus-Saal der westpreußische Dichter Ottfried Graf Finckenstein aus eigenen Werken. „Westpreußen erstand im Rathaussaal" (Hofer Anzeiger vom 14. 10. 1955). Es begrüßte der Vorsitzende des Kulturbundes Hof, Herr Meinhof. Raabe-Preisträger Ottfried Graf Finckenstein lud dann die ihm begeistert Zuhörenden zu einem Spaziergang durch Westpreußen ein. Skizzenhaft angelegte Novellen aus Westpreußen, jedoch voller Einprägsamkeit ließen die Landschaft, die Menschen der Adelssitze, die kleinen Städte mit ihrer festgefügten Ordnung, die Weite und doch in sich ruhende Gefügtheit des Landes sogar dem Fremden vertraut erstehen. Das Geheimnis dieser Dichterlesung lag wohl darin, daß der Künstler ein Kind seiner Heimatsehnsucht im tiefsten Sinne ist und daß er es noch heute versteht, die ihn treibenden seelischen Schwingungen unmittelbar anderen mitzuteilen.

Am Sonntag, den 16. Oktober begann um 11 Uhr nach Gottesdiensten in beiden Kirchen die Grenzlandkundgebung. In seinen Begrüßungsworten wies der Vorsitzende des Kreisverbandes der Landsmannschaften auf die große innere Bewegung des ganzen deutschen Volkes hin, da nun nach 10 Jahren die letzten Kriegsgefangenen aus Rußland heimkommen. Er stellte die gedankliche Verbindung her zwischen einer Heimatlosigkeit von 10 Jahren und einer 10jährigen Unfreiheit. Oberbürgermeister Högn knüpfte an seine Worte bei der Grundsteinlegung vom vorigen Sonntag an. Heimat ist ein uns alle verbindender Begriff und Besitz. Die besondere Grenzlage von Hof fordere von allen Mitarbeit an der Lösung der besonderen Grenzlandaufgaben.

Grenzlandkundgebung

Die Hauptrede hielt der Vorsitzende des Verbandes der Landsmannschaften, MdB Herr Baron Manteuffel-Szoege. Wie können die Landsmannschaften die außenpolitischen Ziele der Bundesregierung in Ostfragen entscheidend unterstützen! Zwei Millionen Mitglieder aller zwanzig Landsmannschaften müßten sich noch enger und wirkungsvoller verbinden um ein echtes Sprachrohr aller Vertriebenen zu werden. Er beschwor die Anwesenden mitzuarbeiten und auch Heimatverbliebene für solch gesamtdeutsche Anliegen zu gewinnen. Denn deutscher Heimatboden ward 1945 von Deutschland abgetrennt.

Das Totengedenken von Heinrich Zillich, vorgetragen von Studienrat Helmut Meyer, unter den Klängen des Liedes „Ich hatt einen Kameraden", zeigte bei allen ehrliche Aufrüttelung und tiefe Ergriffenheit. Mit der dritten Strophe des Deutschlandliedes schloß die Grenzlandkundgebung.

Am Nachmittag trafen sich die Vorstände der landsmannschaftlichen Vereinigung zu einer engeren Besprechung mit dem Verbandsvorsitzenden im „Sächsischen Hof". Anregungen, Ratschläge und Berichte von Herrn Baron Manteuffel-Szoege schufen eine sehr persönliche, aufklärende und erfrischende Atmosphäre.

Der Volkstumsabend in den Räumen der Bürgergesellschaft brachte den Ausklang der Heimatwoche. Im Vorraum hatte der BvD mit viel Liebe und Sorgfalt eine Bildschau „Deutscher Osten" aufgestellt. Der erste Teil des Volkstumsabend stand im Zeichen des Bühnenfeierspieles „Ostland lebt". Das Spiel enthielt in dichterischer Form die Gedanken, die Studienrat Bergner über die Aufgabe der Heimatwoche und die einzelnen Veranstaltungen in seiner Begrüßungsansprache rückblickend und zusammenfassend ausführte. Bürgermeister Köhler, als Vertreter der Stadt, sprach für den Stadtrat und die Hofer Bevölkerung von der Verbundenheit zwischen der Stadt und den Heimatvertriebenen, die sich bei solchen Anlässen überzeugend beweise. Den zweiten Teil des Volkstumsabends füllten die Darbietungen der einzelnen Landsmannschaften und Hofer Vereine aus.

Die kulturellen Aufgaben aller Volks- und Heimatgruppen ist wichtig. Davon überzeugte diese Heimatwoche nach Anlage und Durchführung im Ganzen und in den Einzelheiten. Zehn Jahre fern der Heimat — und doch lebt die Verbindung zu ihr in der Arbeit für ein hohes Ziel, das in der Verlebendigung und Ausweitung echten Heimatgedankens und bewußter Heimatliebe besteht.

Aus den Landsmannschaften

Moringen

Am 5. Oktober beging die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen Moringen (Solling) im „Felsenkeller" das traditionelle Erntedankfest. Nach einleitendem Prolog, gesprochen von Edith Reiner (fr. Königsberg), begrüßte der 1. Vorsitzende Kaufmann Wüst (ehedem Labiau) die erschienenen Mitglieder und Gäste und gab seinen Tätigkeitsbericht über das verflossene Sommerhalbjahr. Nach Absingen des Ostpreußenliedes „Land der dunklen Wälder" trug Hermann Bink (früher Mitarbeiter des Rundfunks Königsberg, jetzt Göttingen) ernste Heimatdichtungen vor, die einen guten Resonanzboden fanden. Herr Eggert las aus Ernst Wicherts Roman „Missa sine Nomine" einige Stellen vor, die besonders uns Heimatvertriebene ansprechen.

Der gemütliche Teil wurde mit einem Tafelliede begonnen, welches Frau Döring (Tochter des bekannten Königsberger Arztes Dr. Jester) verfaßt hatte. Während der Tanzpausen wurde immer wieder Hermann Bink zu heiteren Vorträgen spontan aufgefordert und neben eigenen Dichtungen kamen Robert Johannes, Wilhelm Reichermann und Josef Wiener, Braunsberg, zur Geltung. Bis weit über die Mitternachtsstunde blieben die Teilnehmer in froher Laune und echter heimatlicher Gemütlichkeit beisammen. Vielen stillen Helfern, voran Frau Gringel (einstmals Angerburg) gebührt aufrichtiger Dank für den eindrucksvollen Heimatabend.

Berchtesgaden

Seinen 70. Geburtstag konnte am 27. Oktober Herr Max Leppert, Berchtesgaden, Königseestraße 26, begehen. Der Jubilar ist aus Danzig-Weichselmünde gebürtig, besuchte in Danzig das Gymnasium, trat in die kaufmännische Lehre ein und arbeitete lange Jahre in einer Danziger Reederei, bis er Kassenbeamter der Stadt Danzig wurde. Im ersten Weltkrieg mit dem E. K. I. und 2. Klasse ausgezeichnet, nahm er bei Ausbruch des Krieges an der Verteidigung Danzigs teil. 1945 per Schiff nach Dänemark evakuiert, kam er zwei Jahre später nach Berchtesgaden. Aus Berchtesgaden stammt seine Frau, die Max Leppert als Rot-Kreuz-Schwester in Danzig kennengelernt und 1923 geheiratet hatte. — Die Landsmannschaft der Ostpreußen, Westpreußen und Pommern in Berchtesgaden führte zu Ehren ihres langjährigen Mitgliedes eine Feierstunde unter dem Motto „Liebes, altes Danzig" durch, die deklamatorische und musikalische Vorträge (Programmgestaltung: Elsa Neiß) vereinte. Dem Jubilar wurde die Ehrennadel der Vereinigung überreicht.

Zollfreie Pakete in den deutschen Osten

Das Deutsche Rote Kreuz hat durch Verhandlungen erreicht, daß jetzt zollfreie Liebesgabenpakete an Personen in den polnisch verwalteten Gebieten gesandt werden können. Das Deutsche Rote Kreuz gibt an Interessenten Listen ab, in denen Pakettypen und Preise aufgeführt sind. Hat der Absender seine Wahl getroffen, dann zahlt er den entsprechenden Betrag mit Angabe des Verwendungszweckes an das DRK in Hamburg, Postscheckkonto Hamburg 8279 53. Über eine Schweizer Firma wird der Auftrag weitergeleitet. Lebensmittel und Textilien werden dem Empfänger jenseits der Oder-Neiße durch die Post zugestellt, andere Waren gehen über die Bahnstation. Zuständig für diesen Paketversand ist das Deutsche Rote Kreuz, Referat Familienzusammenführung, Hamburg-Osdorf, Blumkamp 51.

Herbert Schlobies

Die Salzburger Emigration – Vorlösung zur europäischen Frage

Die „Ostpreußen-Warte" hat sich entschlossen, eine regelmäßige Spalte für die „Salzburger in Ostpreußen" zu schaffen. Warum sie es tut? Auf diese Frage gibt gleich der erste Beitrag Auskunft. Wir wollen nämlich immer wieder darauf hinweisen, daß die Rückgliederung Ostpreußens in einen deutschen Reichsverband nicht eine eng begrenzte Angelegenheit der heimatvertriebenen Ostpreußen, auch nicht nur eine der Deutschen Bundesrepublik ist, sondern eine gesamteuropäische, ja der ganzen Welt. Wir wollen dabei nicht von irgendwelchen schön klingenden, aber sehr vage und allgemein gehaltenen Redewendungen wie einfachstes Postulat des Menschenrechts, jahrhundertealte Heimat usw. ausgehen, sondern ganz bestimmte konkrete Ergebnisse veröffentlichen, die unseren Anspruch wissenschaftlich untermauern.

Gerade aber die Salzburger in Ostpreußen, als größte Gruppe der nach Tartareneinfall und Pest Ostpreußen wieder Besiedelnden haben in einem derartigen Umfange das Ferment abendländischer Kultur in diese Gegend hineingebracht, daß weder die Polen oder die Russen ein Recht darauf haben, unsere Heimat zu rauben und besetzt zu halten.

Gerade aber auch der Kampf um unsere Heimat mit wissenschaftlich vertretbaren Argumenten verlangt von einem jeden von uns, auf eine von einem Ausländer unvermutet gestellte Frage die richtige Antwort geben zu können, oder falls einem von uns selbst im Ausland irrige Vorstellungen über unser Ostpreußen begegnen, diese sofort zu korrigieren zu vermögen.

So wollen wir bestrebt sein, durch unsere Beiträge zu allen Fragen der Salzburger in Ostpreußen unseren Lesern die Kenntnisse zu vermitteln, mit denen sie über die Deutschheit unserer ostpreußischen Heimat diskutieren können. Wir könnten uns sehr gut vorstellen, daß gerade in den kleinen örtlichen Gemeinschaften der Ostpreußen unsere Beiträge die Grundlage für eine Erörterung derartiger Fragen abgeben könnten. Auch nehmen wir für die Ausgestaltung dieser Spalte jederzeit Anregungen gern entgegen und wir würden uns freuen, wenn besonders diese Spalte bei unseren Lesern einen großen Widerhall finden würde, was in der Zurverfügungstellung von den Abdruck lohnenden Beiträgen aus den Reihen unserer Leser seinen Niederschlag finden könnte. Schilderungen von Salzburger Sitten und Bräuchen, soweit sie sich in Ostpreußen erhalten haben, familienkundliche Artikel, Fotos von Gegenständen, die die Urahnen aus Salzburg nach Ostpreußen mitgebracht haben, sind besonders begehrt.

Das Zeitalter der Atomspaltung und Kernphysik überhaupt hat die Menschheit vor die Notwendigkeit gestellt, nach neuen Wegen eines gesellschaftlichen und staatlichen Nebeneinander- und Zusammenlebens zu suchen. Einer dieser Wege kann — er braucht es nicht unbedingt — sein, die Neuordnung der einzelnen Kontinente in der Weise vorzunehmen, daß man die staatlichen Belange den menschlichen unterordnet. Nicht der Staat, der Mensch ist das Primäre. Und wenn gerade die Alliierten gegen Hitler-Deutschland Krieg geführt haben unter dem Motiv der Befreiung des Individuums von den Fesseln eines autoritären Staatssystems, dann ist damit bereits schon ausgesagt, daß dem Prinzip des Vorranges des Menschen vor dem Staat in der Politik des 20. Jahrhunderts weitgehend Geltung verschafft worden ist und es nun gilt, auf diesem Wege weiterzuschreiten und dieses Prinzip noch höher und vollkommener zu entwickeln.

Wir müssen davon ausgehen, daß jeder Kontinent eine Summe von Staaten ist oder ein einzelner Staat. Dies letztere dürfte nur bei dem kleinsten, Australien, der Fall sein, alle übrigen gehören zu der ersten Kategorie. In Nordamerika ist dabei ein unverkennbarer Zug zu einer gewissen Vereinfachung festzustellen, zu einer Konzentration und einem Zusammenwachsen, in dessen Sog, wenn man so sagen will, sich jetzt auch die lateinamerikanischen Staaten befinden. Da nun aber letztlich jeder Staat der Zusammenschluß von Individuen ist, geht es darum, wie man alle auf einem Kontinent lebenden Individuen „unter einen Hut" bringt.

Dabei braucht man gar nicht erst den ganzen staatswissenschaftlichen Apparat der vielfältigen Theorien und Doctrinen über die Entstehung und die sittlichen, rechtlichen, ökonomischen oder sozialen Grundlagen des Staates zu bemühen, es genügt festzustellen, daß die modernen Staaten alles andere als homogene Gebilde sind. Greifen wir dabei nun einmal Europa heraus, dann wissen wir, daß in der Antike eine gewisse bevölkerungsmäßige Fluktuation zwischen Griechenland und dem vorderen Orient bestand, die zu einer unbestreitbaren Blutmischung führte. Die Sage vom Raub der Helena und des sich anschließenden Trojanischen Krieges ist ein schlüssiger Beweis, daß man sich dabei sehr wohl der positiven wie negativen Seiten eines solchen Prozesses bewußt war. Analog haben wir dasselbe bei den Latinern in Italien hinsichtlich der Sage vom Raub der Sabinerinnen.

Die Ausweitung vom Stadtstaat auf den Territorialstaat, der mit Alexander dem Großen und mit Cäsar den Weltstaat, das Imperium, anstrebte, bringt vollends eine totale Blutmischung. Gerade das Imperium Romanum mit seinen Ausstrahlungen auf die gesamt damals bekannte Welt kann als eine mehr oder weniger bewußte europäische Union angesehen werden, in der alle Bürger die gleichen Rechte und Pflichten hatten, in der die Wohlfahrt aller geregelt war bei einem weitgehenden Eigenleben der einzelnen volklichen Unterglieder, was aber gerade die totale Blutmischung noch totaler machte.

Die Völkerwanderung führte neue Blutsströme heran. Die Vielzahl der europäischen Kriege im Mittelalter und in der Neuzeit, vor allem mit dem System der bunt zusammengewürfelten Söldnerheere, die überall auch blutsmäßig ihre Spuren hinterließen, die großen Massenfluchten und -auswanderungen aus religiösen Gründen, die geschlossenen Kolonisationszüge im 17. und 18. Jahrhundert haben die volkliche Einheit zu einem Phantom, zu einer bloßen Theorie werden lassen, die man aufstellte, um aus dem Universalitätsgedanken des Imperium Romanum, des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation die Nationalstaaten eines fürstlichen Partikularismus erwachsen zu lassen. Und man wird füglich sagen müssen, daß die aus rein dynastischen Gründen geführten Kriege in Europa in Wirklichkeit nichts anderes als grausame „Bruderkriege" waren. Dabei ist es gar nicht einmal selten vorgekommen, daß Träger ein und desselben Namens sich feindlich gegenüberstanden. Wenn man dies als eine sittlich völlig unmögliche Ungeheuerlichkeit begreift, dann muß es dazu beitragen, daß es nie wieder zu einem Kriege kommen kann, der nach dem heutigen Stand der Kriegsmittel sehr wohl das Ende der Menschheit sein kann.

Man kann dabei auch der Hoffnung Ausdruck geben, daß die geschichtliche Entwicklung von sich aus unblutige Korrekturen vornimmt, wie sie es schon öfters im Laufe der Jahrhunderte getan hat, wenn die Völker sich nach einer friedlichen Auseinandersetzung über strittige Probleme sehnten. Der Westfälische Frieden 1648, die Heilige Allianz 1815 waren solche Bemühungen. Auch den Völkerbund und die Vereinten Nationen wird man ihnen zurechnen dürfen.

Am Rande der „großen, weltbewegenden" Ereignisse haben sich stets Vorgänge abgespielt, die Ausdruck des Wunsches der Völker nach einer „friedlichen Koexistenz" waren. Ein solcher ist die „Salzburger Emigration" der Jahre 1732/33.

Wäre die politische Konstellation eine andere gewesen, dann hätte die religiöse Auseinandersetzung zwischen dem Fürstbischof Firmian und seinen andersgläubigen Untertanen einen zweiten großen Religionskrieg entfachen können, dessen Intensität an die des Dreißigjährigen bestimmt herangereicht hätte, weil es dann wieder zu einer Auseinandersetzung zwischen den katholischen und protestantischen Staatsblöcken gekommen wäre. Wäre Maria Theresia nicht, sondern ein männlicher österreichischer Thronfolger vorhanden gewesen, dann hätte die Salzburger Emigration wohl kaum stattgefunden und es wäre zu einer blutigen Lösung des Problems gekommen. Ein Mädchen hat damals im wahrsten Sinne des Wortes Geschichte gemacht.

Wir sind es gewöhnt, die **Salzburger Emigration** als eine fast ausschließlich religiöse Erscheinung zu werten. Ich sage bewußt „fast", weil je nach dem konfessionellen Standpunkt des Betrachters die Dinge auch ein anderes Gesicht erhielten. Es gibt Autoren, die in der Emigration eine rein ökonomische Angelegenheit sehen wollen. Die bäuerliche Bevölkerung, Bauern wie Gesinde, denen es wirtschaftlich nicht sonderlich gut gegangen sei, hätten sich ein religiöses Mäntelchen umgehängt, um so auszuwandern und in einer neuen Heimat eine neue Existenz, die besser als die in der alten Heimat sein müsse, zu finden.

Aber es ist, soweit ich es übersehen kann, noch nie der Versuch unternommen worden, diese Emigration in eine seit dem Hinauswachsen der Staaten über den Stadtbereich hinaus in Europa schlummernde, sich im Unterbewußtsein der Völker abspielenden „Europa-Bewegung" einzuordnen.

Das mag im ersten Augenblick sehr extravagant und konstruiert erscheinen. Und doch hat es, wie schon eingangs angedeutet, von jeher einen Zug zu einer europäischen Universalität gegeben. Dem „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation" stand der „Panslawismus" gegenüber. Selbst die Religionskriege sind unter diesem Aspekt zu begreifen, vom katholischen Standpunkt aus als Wiederherstellung einer weltanschaulichen Ganzheit Europas, vom protestantischen als Wiederherstellung der durch Antike und Renaissance offenbarten individuellen Freiheit der Persönlichkeit im europäischen Bereich. Dabei ist es eine geschichtliche Tragik, daß immer wieder rein menschliche Unzulänglichkeiten die Entwicklung zu einer europäischen Ganzheit verhindert haben.

Auch der „kalte Krieg" zwischen den antikommunistischen und bolschewistischen Kräften ist nur ein Fakt, daß das Ringen von Prinzipien, die eine gewisse europäische Universalität beinhalten, heute auf seinem Höhepunkt angelangt ist. Der Bolschewismus als Verkörperung des Etatismus in seiner extremsten und in nichts mehr zu überbietenden Form, die westliche Demokratie als Repräsentanz einer Universalität der persönlichen Freiheit.



Salzburgerfest in Gumbinnen im Juni 1932

Aufn.: Ehmer

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine psychologisch ausgerichtete Untersuchung geschichtlicher Vorgänge gerade auch die Salzburger Emigration zu einem europäischen Problem macht, dessen Hintergründe nur durch dieses, vielleicht unbewußte, aber auf jedem Falle vorhandene Streben nach einer Universalität der persönlichen Freiheit im europäischen Raum zu erklären ist.

Die Salzburger Emigranten waren für ihre Zeit erstaunlich gebildet. Sie konnten lesen und schreiben. Der Zwang, ihr religiöses Leben im geheimen zu leben, führte dazu, daß jeder bemüht war, das Lesen zu lernen, um die verbotenen Schriften im Verborgenen selbst lesen zu können. Und der Wunsch, sich vertrauten Freunden mitzuteilen, ohne eine gefährliche fremde Hilfe dafür in Anspruch nehmen zu müssen, zwang zum Schreibenkönnen. Es ist daher keineswegs abwegig, auch die Salzburger Emigration in den Prozeß einzuordnen, der zur Aufklärung und französischen Revolution hinführte. Es ist also nicht so, daß eine ungebildete bäuerliche Masse, irgendwie aufgewiegelt, in eine von auswärts gelenkte Massenbewegung einbezogen wurde, sondern es handelt sich bei jedem einzelnen von ihnen um eine persönlich getroffene Entscheidung. Es handelt sich also um einen bewußt geschehenen Vorgang.

Damit sind wir zu der Frage angelangt, wieweit man aus diesem geschichtlichen Vorgang Folgerungen ziehen kann für unser gegenwärtiges Bemühen um ein Zusammenwachsen der Europäer zu einer Ganzheit im staatlichen wie gesellschaftlichen Sinne, kurz, ob und weshalb man in der Salzburger Emigration eine Vorlösung der europäischen Frage sehen kann. Ich sage „eine", denn wie schon betont, sind zu allen Zeiten und in den verschiedensten Formen Strömungen und Kräfte am Werk gewesen, die in irgendeiner Weise die europäische Universalität verwirklichen wollten.

Die Salzburger Emigration ist ein gelungener Versuch einer Umsiedlung von für damalige Begriffe gewaltigen Menschenmassen zum Zwecke der Befriedung Europas. Die Salzburger Emigration ist kein Vorgang, der sich in einem abgeschlossenen Raum eines bestimmten Territoriums abspielte, sondern er zwang alle oder zum mindesten alle protestantischen Herrscher und Staaten sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das „Corpus Evangelicorum" als ihre reichsständische Repräsentanz wurde mit ihr befaßt. Die Auswanderungsströme ergossen sich nicht nur nach Preußen, sondern auch nach Holland, Hessen und England. Was man vielleicht von katholischer Seite als eine rein innersalzburgische Angelegenheit betrachtet haben mag, wurde zwangsläufig zu einer gesamteuropäischen.

Es mag dabei als ein Hintertreppenwitz der Weltgeschichte angesehen werden, daß der katholische Habsburger Karl V. als deutscher Kaiser sich der Mithilfe der protestantischen Könige und Fürsten bedienen mußte, um gegen die katholischen Reichsstände, vor allem Bayern der Wittelsbacher, die Pragmatische Sanktion, die die deutsche Kaiserkrone seiner Tochter Maria Theresia sichern sollte, durchzudrücken. Es ist vorher schon angedeutet worden, welche Konsequenzen sich auch gerade für die lutherischen Salzburger ergeben hätten, wenn der Habsburger nicht diese Pragmatische Sanktion benötigt hätte. Wäre dem so gewesen, dann hätte es zwangsläufig zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommen müssen, sobald der Kaiser seinem Salzburger Fürstbischof freie Hand in der Regelung dieser dann als einer rein inneren Angelegenheit angesehenen Frage gelassen hätte.

Nun aber hatte der Kaiser auf die religiösen Gefühle der lutherischen Reichsstände Rücksicht zu nehmen und war gezwungen, als Katholik gegen seinen katholischen Fürstbischof Stellung beziehen zu müssen, weil von diesem der Rechtsgrundsatz des Westfälischen Friedens mißachtet wurde, daß jeder Untertan, der sich nicht zu dem Glauben seines Regenten bekennen wolle, das Recht habe, innerhalb von drei Jahren auszuwandern bei Mitnahme allen beweglichen Hab' und Gutes und Veräußerung der Liegenschaften zu annehmbaren Bedingungen. Hineinbezogen in das diplomatische Spiel um die dynastischen Interessen des Hauses Habsburg war also die Salzburger Emigration von vornherein ein gesamteuropäisches Problem.

(Fortsetzung folgt)

Traditionsgemeinschaft der Leichtathleten aus dem Deutschen Osten grüßt ihre Heimkehrer

Liebe Sportkameraden!

Euch alle, deutsche Soldaten und Zivile, die Ihr aus überaus langer und schwerer Gefangenschaft endlich zu uns zurückgekehrt seid, begrüßen wird mit tiefer Bewegung und aus vollem Herzen. Insbesondere aber gilt unser Gruß den Kameraden aus dem deutschen Osten und aus anderen alten Heimatgebieten. Ein großer Teil von Euch hat von Jugend auf der Leichtathletik und dem Rasensport angehört und dadurch Lebensfreude und Lebenskraft gefunden. Uns haben Kameraden aus der Gefangenschaft oft geschrieben, daß sie ihr Schicksal ohne die im Sport errungene Energie nicht hätten tragen können. Viele alte Ostvereine, denen Ihr angehörtet, sind aufgebaut und begrüßen Euch mit der gleichen Freude wie wir! Wir wissen, daß Euer großes Leid, das Ihr durchgemacht habt, nicht zu vergleichen ist mit dem Leid, das Eure Angehörigen und auch wir durch die Vertreibung aus der Heimat erlitten haben. Dieses Schicksal teilen wir mit Euch. Jetzt wünschen wir Euch Ruhe und Entspannung und hoffen, daß Ihr nach Genesung und Erholung eine gute Existenz und Lebensfreude finden möget, in Eurer Familie, in unserem Vaterland und nicht zuletzt im gemeinsamen Sport!

Kurz muß ich Euch informieren, um was wir uns bemühen. Die Leichtathleten von Ostpreußen, Westpreußen, Grenzmark, Pommern, Schlesien, Sudetenland haben sich zunächst in ihren großen Vereinen und später 1953 zu einer sportlichen Traditionsgemeinschaft zusammengeschlossen und im alten idealen Sinne garbeitet. Alle Eure alten Vereine und auch dieser zusammenfassende Verband arbeiten mit ihren Kameraden ehrenamtlich. In mühevoller Kleinarbeit sind die Versprengten der alten Vereine und diese selbst in unserer Traditionsgemeinschaft zusammengeschlossen. Viele Euer Vereine haben 200 bis 300 alte Mitglieder wieder zusammengeführt, deren Anschriften Euch zur Verfügung stehen. Eine ganze Reihe von LA und Rasensportvereinen aus Königsberg, Stettin, Breslau geben laufend Clubnachrichten heraus. Die pommersche Sportlergemeinschaft hat ein gemeinschaftliches großes Informationsblatt, „Ostsport", herausgebracht, und es besteht die Absicht, auch weitere Ostverbände als Sprecher darin aufzunehmen.

Noch eins! Alljährlich veranstalten wir im Rahmen der Deutschen Leichtathletikmeisterschaften unser großes Jahrestreffen mit Traditionswettkämpfen auf der Aschenbahn und einen Kameradschaftsabend, während sich die Vereine in kleinen Gruppen regional häufiger treffen. Wir sind stolz darauf, daß unsere letzte Veranstaltung in Frankfurt eine große Resonanz fand. Über 100 Aktive waren dabei, und fast 400 Männer und Frauen sah die Abendveranstaltung. Sportlicher Höhepunkt war und ist die Traditionsstaffel der ostdeutschen Verbände um den ewigen Wanderpreis von Dr. Danz. In diesem Mahnmal wird unser Schicksal symbolisiert. Weltmeister und Unbekannte aus der alten Zeit, Rekordinhaber und Männer aller Altersklassen, Frauen von früheren Olympiaden und jüngste Jugend des Nachwuchses aus unseren Reihen — sie alle kamen in der Treue zur alten Heimat zusammen und werden 1956 in Berlin wieder dabei sein. Ich glaube, daß auch Ihr Euch in unserer Gemeinschaft wohl fühlen werdet.

Dr. Schmidtke, Vorsitzender der Traditionsgemeinschaft, Friedberg/Hessen, Mainzertoranlage 9.

Lübbecke i. Westf.

Die hiesige Landsmannschaft hielt am 20. Oktober ihre Monatsversammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Hardt, hielt zunächst einen tief empfundenen Nachruf auf den plötzlich verstorbenen Vorsitzenden der Schlesischen Landsmannschaft, Herrn von Haugwitz-Obernfelde.

Das sehr aktive Mitglied des Verbandes, Herr Apotheker Kizio, scheidet demnächst infolge Wegzuges aus der Gruppe aus. Der Vorsitzende fand herzliche Worte des Dankes für ihn und überreichte ihm ein kleines Andenken an die gemeinsame Arbeit. Dann gedachte der Vorsitzende des Lebensweges und der literarischen Bedeutung unseres heimatlichen Dichters Simon Dach.

Da von berufenen und unberufenen Federn bisher viel über die praktische Durchführung einer kommenden Wiedervereinigung geschrieben worden ist, so soll in der nächsten Sitzung über diese Angelegenheit eine Aussprache herbeigeführt werden.

Um den humoristischen Teil des Abends bemühten sich Frau Görke und Herr Kizio. Gedichtvorträge und gemeinsam gesungene Lieder umrahmten die Veranstaltung.

Wir gratulieren!

Der Kaufmann Otto Schiemann aus Königsberg-Pr., Inhaber der Zigarrengeschäfte Vorstädt. Langgasse 30 und Rudauer Weg, Ecke Gen.-Litzmann-Straße, vollendete am 26. September 1955 sein 76. Lebensjahr. Er lebt mit seiner Gattin in der sowjetisch besetzten Zone und ist durch seine Nichte Lisa Wabbels, (16) Königstein i. Taunus, Oelmühlenweg 25, zu erreichen.

*

Frau Anna Reimann geborene Goß aus Braunsberg (Ostpr.), Langgasse 9, begeht am 10. November ihren 80. Geburtstag. Sie wohnt jetzt mit ihren Töchtern in Herbolzheim/Breisgau, Moltkestraße 50.

Ihren 75. Geburtstag beging am 21. Oktober Frau Johanna Kabbutat, Hamburg 20, Neumünstersche Straße 3. früher Königsberg, Heidemannstraße 7.

*

Der frühere Landwirt Julius Schmidt aus Nosewitz, Kreis Mohrungen feierte am 3. November mit seiner Ehefrau Charlotte geborene Böhnke, in Bornhausen Nr. 26 über Seesen am Harz das Fest der Goldenen Hochzeit. Strahlend nahmen die Jubilare die vielen Glückwünsche entgegen. Unter den Gratulanten befanden sich auch Abordnungen der Gemeindeverwaltung, des Landkreises Gandersheim und der Landsmannschaft.

*

Schuhmachermeister Johann Tomeit, beging am 26. Oktober in seltener geistiger Frische seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar stammt aus der Stadt Memel, wo er bis zur Vertreibung als selbständiger Schuhmachermeister tätig war. Tomeit gehörte auch während der Zeit der litauischen Besetzung des Memellandes der Meisterprüfungskommission der Handwerkskammer für das Memelgebiet und dem Vorstand der Schuhmacher-Innung Memel an.

Leider ist die Ehefrau und eine 40jährige Tochter noch immer im Heimatgebiet. Wir hoffen mit dem Jubilar, daß auch diesen vom Schicksal hart Betroffenen eine baldige Vereinigung mit dem Ehemann und Vater möglich wird.

*

In Flensburg begehen im November ihren Geburtstag: Frau Frieda Krumm, Toosbystraße, geb. 1. 11. 83, 72 Jahre alt; Frau Lina Hensel, Husumer Str. 2, geb. 1. 11. 83, 72 Jahre alt; Frau Schwellnus, Große Str. 61, geb. 6. 11. 82, 73 Jahre alt; Gustav Bettin, Eckernförder Landstraße 61, geb. 9. 11. 83, 72 Jahre alt; August Gerhard, Weichselstieg 8, geb. 12. 11. 67, 88 Jahre alt; Frau Olga Hinz, Ochsenweg 300, geb. 12. 11. 75, 80 Jahre alt; Hermann Rock, Schleswiger Lag., geb. 18. 11. 77, 78 Jahre alt; Frau Gertrud Schmack, Südergraben 13, geb. 18. 11. 84, 71 Jahre alt; Fr. Helene Labion, Karlstr. 6, geb. 21. 11. 81, 74 Jahre alt; Herr Albrecht Gesk, Kreylager, B. E. R. 27, geb. 22. 11. 85, 70 Jahre alt; Herr Ludwig Schulz, Friedrichstraße 17, geb. 23. 11. 81, 74 Jahre alt; Frau Auguste Beyer, Kloster z. Hl. Geist, geb. 23. 11. 84, 71 Jahre alt; Herr August Broszinski, Burgstraße 27, geb. 28. 11. 80, 75 Jahre alt; Frau Marie Fischer, Eckernförder Landstraße 25, geb. 28. 11. 83, 72 Jahre alt.

Seesen/Harz

Mit Ausführungen zur heimatpolitischen Lage und einer Dichterehrung zum 75. Geburtstag des Königsberger Walter Scheffler eröffnete der Vorsitzende am 5. November den Heimatabend der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen. Die Tonfilme „Sowjetzone ohne Zensur", „Kurenfischer" und „Die Grenze", vorgeführt durch Mittelschullehrer Budzinski, versetzten den großen Besucherkreis in die Wunderwelt der Kurischen Nehrung und zeigten die Widerwärtigkeiten an der seit 1945 blutenden Grenze und in der entrechteten Zone. Für seinen Vortrag über „Das Ergebnis von Moskau" erntete Reg.-Rat z. Wv., Augustin, verdienten Beifall. Frau Lina Fahlke erfreute die Heimatgemeinschaft wieder mit reichen Gaben ostdeutschen Humors. Auch der satirische Dialog Augustin-Papendick fand mit den zeitnahen Versen über „1945/55: Zehn Jahre Flüchtlingswandlung" sichtbaren Anklang. Er hatte nicht nur den äußeren Wandel des Lebens in den letzten zehn Jahren, sondern auch die innere Wandlung der Menschen zum Inhalt. Das Menschlich-Allzumenschliche wurde in treffenden Gegenüberstellungen charakterisiert. — Die Vorbereitungen zur Adventsstunde am 17. Dezember und zur Vorweihnachtsfeier für die 110 Kinder am 18. Dezember sind unter Leitung von Lieselotte Donnermann, Alfred Fenske und Bruno Scharmach in vollem Gange.

Eßlinger Begegnung 1955

In der Zeit vom 4. bis 8. November 1955 fand in Eßlingen am Neckar die unter dem Namen „Eßlinger Begegnung" seit 4 Jahren bekannte Jahrestagung der Künstlergilde e. V. des Verbandes der heimatvertriebenen Kulturschaffenden für die Bundesrepublik und Berlin statt.

*

Zum Vorsitzenden des Ortsausschusses der Deutschen Wirtschaft wurde für Generaldirektor Hans Reuter, Duisburg, jetzt Otto Wolff von Amerongen, Köln, berufen.

Das Geheimnis um den preußischen Oberpriester Criwe

Von Museumsdirektor Dr. Wilhelm Gaerte-Hannover

Zu den mannigfachen Problemen, welche die Religion der alten Preußen, der Urbewohner Ostpreußens, der wissenschaftlichen Forschung stellt, zählt die Frage, ob die überlieferte Gestalt eines Oberpriesters Criwe als wirklichkeitsgetreu anzuerkennen ist. Über ihn bringt Peter von Dusburg, der im Anfang des 14. Jahrhunderts eine Chronik des deutschen Ordens schrieb und dabei auch altpreußische Religionsverhältnisse berücksichtigte, den einzig verwertbaren Bericht, der in Übersetzung aus dem Lateinischen lautet: „Es lag in der Mitte dieses unseligen Volkes, nämlich in Nadrauen ein Platz, genannt Romow, der seinen Namen von Rom herleitet. Dort wohnte ein Mann mit Namen Criwe, den man als Papa (Papst) verehrte. Denn wie der Papst als Herr die gesamte Kirche der Gläubigen lenkt, so wurden nach seinem Wink oder Befehl nicht allein die vorher genannten Stämme (der Preußen), sondern auch die Litauer und andere Völker Livlands gelenkt. Er besaß so großes Ansehen, daß ihm von den Landesherren, dem Adel und dem gemeinen Volke große Ehrfurcht gezollt wurde, wenn er selbst oder einer aus seinem Geschlecht, ja ein Bote mit dessen Stab oder einem andern Kennzeichen die Grenzen der besagten Heiden überschritt. Er trug nach altem Gesetz Sorge für ein ewiges Feuer."

Der Name dieses „nordischen Papstes", Criwe, und die Stellung dieser Person haben viel von sich reden gemacht. Nur soviel sei hier dazu gesagt: Daß Peter von Dusburg in dem Bericht Wirklichkeit mit Dichtung vermengt hat, ist sicher. Der sonst im allgemeinen zuverlässige Chronist hat augenscheinlich eine früher vorhanden gewesene sakrale Einrichtung der alten Preußen, die in Nadrauen lag, auf einen schriftlichen oder mündlichen Bericht hin in christlich-kirchlichem Geiste kombinierend aufgebauscht. Als fester, glaubwürdiger Kern läßt sich herausschälen: Erstens ein Kultplatz, Romow genannt, zweitens ein dort ge-



Priester- oder Botenzeichen?

pflegter Feuerkult und drittens die Person eines Priesters als Orakelspender. Alles übrige ist offensichtliches Rankenwerk ohne jede religionsgeschichtliche Bedeutung.

Der Stamm des Wortes „Criwe" findet sich in einigen indogermanischen Sprachen mit der Grundbedeutung „krumm, gekrümmt". Auch im Preußischen hat er nicht gefehlt und ist zudem durch den preußischen Personennamen „Krywyen" (= aus der Familie Kriwie) einer Ordensurkunde von 1342 bezeugt. Man ist danach versucht, einen Eigennamen hinter „Criwe" zu vermuten. Doch ist diese Meinung nicht stichhaltig. Ist dann also Criwe ein Gattungsname? Mithin eine priesterliche Standesbezeichnung? Auch hieran lassen sich Zweifel knüpfen. Man hat den Namen ferner mit dem „Stab" und „Kennzeichen" des Dusburg (siehe oben) in sachliche und inhaltliche Verbindung gebracht. In den bis zum 20. Jahrhundert im östlichen und nördlichen Ostpreußen gebrauchten amtlichen Schulzenstäben-Einberufungszeichen —, die von ihrer oft vielmals gebogenen oder krummen Gestalt den Namen „Kriwule" führten, glaubt man jenes heidnische Priester- oder Botenzeichen wiederzuerkennen (siehe Abbildung). Deshalb hat man „Criwe" als „Krummstab-Träger" gedeutet. Ich glaube aber annehmen zu können, daß ein Stab in Wirklichkeit dem Oberpriester gar nicht zukam, sondern schon in heidnischer Zeit nur dem Gemeindeschulzen. Als behördliches Amtszeichen erhielt es sich ja bis in neueste Tage in Gebrauch. Dusburg hat durch dieses Hoheitsattribut, das in ähnlicher Gestalt Bischöfen und Päpsten eignete, seinem preußischen „papa" (Papst) wohl ein entsprechendes würdevolles Ansehen verleihen wollen.

Ob auch mit dem Namen „Criwe" Dusburg aus Mißverständnis bei derselben behördlichen Stelle eine Anleihe gemacht hat? Man kann sich wundern, daß der Name Criwe in den übrigen baltischen Ländern unbekannt ist, Für Litauen aber scheinen Wörter wie „Krewow" und „Krewowie" eine lautliche und vielleicht auch inhaltliche Verbindung zu empfehlen. Sie gehören einem wohl aus der Kanzlei des Großfürsten Olgird stammenden Dokument von 1451 an und sollen als Bezeichnungen für „Richter" gebraucht sein. Die Anerkennung einer Stammverwandtschaft dieser Wörter mit „Criwe" kann zu der Vermutung führen, daß auch dieses Wort aus derselben Sphäre stammt wie jene litauischen Wörter, nämlich aus der von Gerichtsversammlungen und Versammlungen allgemeiner Natur.

Man hat den preußischen Criwe auf einem Kassettenbilde der bronzenen Domtür zu Gnesen (12. Jahrh.) erkennen wollen (s. Abbildung); hier steht der Bischof Adalbert, der Missionar von Preußen, vor einem Konvent der Heiden, die anscheinend geführt werden von einem Mann mit langem, geradem Stab. Aber weder das Äußere des Mannes — kurzer Rock und Schnurrbart — spricht für einen Priester, noch findet die mutmaßliche Begegnung in den literarischen Quellen ihre Beglaubigung. Viel eher können wir in dem Stabträger jenen „dominus villae", Hofherren, sehen, von dem die Lebensbeschreibung Adalberts sagt: „Als es Abend geworden war, führte der Herr eines Gehöftes den göttlichen Helden Adalbert hinüber ins Gehöft". Es handelt sich also auf dem Bilde bei dem mutmaßlichen „dominus" wohl um eine behördliche Person und bei dem Stabe um ein



Kassettenbild der bronzenen Domtür zu Heesen

Aufn.: Archiv

behördliches Abzeichen desselben. Auch läßt das Kassettenbild die Möglichkeit offen, in dem Stabträger den durch die Lebensbeschreibung bezeugten Wegführer Adalberts zu vermuten; zu einer solchen Person würde ein Wanderstab gut passen.

Diese kurzen kritischen Bemerkungen schließen nicht aus, daß es bei den alten Preußen an Hochplätzen des Kultus von umfassender Bedeuter Sachwalter des Religionswesens in oberpriesterlicher Funktion gegeben hat, wie solche von den heidnischen Brudervölkern der Litauer und Letten ausdrücklich erwähnt werden.

„Mein Lied - Mein Land"

120 Lieder aus Ost- und Westpreußen mit Noten

Herbert Wilhelmi: Mein Lied — Mein Land. Lieder der Ost- und Westpreußen". 156 Seiten. Preis 4 DM. Bestellung beim Herausgeber Herbert Wilhelmi, Wuppertal-Elberfeld, Wotanstr. 13. Auslieferung durch den Buchhandel. Jugend- und Ostvertriebenenverbände erhalten bei Sammelbestellungen 25 Proz. Ermäßigung.

Man schämt sich fast, die Binsenwahrheit auszusprechen, daß die Seele und der Charakter eines Volkes in seinem Liedgut zum Ausdruck kommt: Der slawische Mensch hat eine andere Musikalität wie der Südeuropäer und diese ist wieder verschieden von dem der Afrikaner und Asiaten. Und doch ist diese Feststellung auch für die vorliegende Betrachtung von großer Bedeutung. Wenn es also etwas typisch „Preußisches" oder typisch „Ostpreußisches" gäbe, dann müßte es seinen Widerhall in dem ostpreußischen Liedgut finden, dieses „Militaristisch-Chauvinistische, mit dem Säbel Rasselnde", das man so gern dem „Preußentum" unterschiebt. Alles andere ist der Fall.

Man kann dem früheren Königsberger Domorganisten Herbert Wilhelmi nicht dankbar genug sein, daß er mit seinem Lieder- und Heimatbuch „Mein Lied — Mein Land" einen wertvollen Beitrag geliefert hat, um dieses von den Sowjets und Polen künstlich genährte und immer wieder geschürte ausländische Ressentiment gründlich zu zerstören und mit ihm aufzuräumen. Aus der Fülle des Dargebotenen geht eindeutig hervor, daß es kein einheitliches, sogenanntes „preußisches" oder „ostpreußisches" Liedgut gibt, wie denn ja auch die Bevölkerung Ostpreußens sich aus vielen Blutströmen zusammensetzt, sondern daß man von einem litauischen, masurischen, ermländischen, samländischen, oberländischen,



Eine der vielen Federzeichnungen aus dem Liederbuch

kurischen Liedgut sprechen muß. Dann ist der Themenkreis, der in diesem Liedgut seinen Niederschlag gefunden hat, alles andere als mit einem „kriegerisch-reaktionären" Geist erfüllt. Der Verbundenheit mit der Natur entsprechend verfügt das Liedgut der ostpreußischen Bevölkerung über ein reiches Maß an religiösem Gehalt. So hat der in Domnau 1590 geborene Georg Weissel das Kirchenlied gedichtet „Macht hoch die Tür". Vom Ostpreußen Valentin Thilo stammen die ergreifenden Verse „Mit Ernst, o Menschenkinder", „Such, wer das will, ein ander Ziel" und „Gott des Himmels und der Erden" sind ebenfalls von Ostpreußen gedichtet worden.

Die Jahreszeiten, das Erwachen, Reifen und Sterben in der Natur, die Liebe, die zum Necken und zum Spott Anlaß gebenden Abende in den Spinnstuben, der Tanz im dörflichen Kreise sind weitere Quellen, aus denen es singt und klingt. Der Herausgeber hat diese Fülle geordnet, so daß auch dadurch die Vielfalt des Thematischen sofort sichtbar wird.

Eine kurzgefaßte Heimatkunde von Dr. Walter Franz-Königsberg legt die landschaftlichen Wurzeln und ihren Nährboden bloß, mit denen dieses Liedgut im Gesamtbereich Ostpreußen verankert war. Die Zeittafel mit den Daten der Gesamtentwicklung wie der einzelner Persönlichkeiten, der eine kurze Biographie heute noch lebender Künstler des Wortes, des Tons und der bildenden Kunst beigegeben ist, und von Dr. Hans-Werner Heinke zusammengestellt wurde, ist nicht nur für Schüler und Lehrer, sondern auch für die Kulturreferenten örtlicher Ostpreußengemeinschaften ein wertvolles Hilfsmittel. Schließlich muß nicht nur auf die von Gerhard Fischer gezeichnete Karte von Ost- und Westpreußen hingewiesen werden, sondern auch auf die Quellenangaben, die den Interessierten an die Fülle der über das Liedgut der Ostpreußen bestehenden Literatur heranführt, und an die hübschen Federzeichnungen von Karl-Heinz Engelin, die den Text- und Notenteil auflockern und seine Themen bildlich darstellen.

Dies Buch gehört auf den Weihnachtstisch in jeder ostpreußischen Familie, es gehört in die Hand von Leitern ostpreußischer Chöre und Singgemeinschaften und nicht zuletzt in die Hand aller bundesrepublikanischen Musiklehrer. Es sollte eiserner Bestandteil aller Stadt- und Schulbüchereien sein. hschl.

Zum 200. Geburtstag Scharnhorsts

In der vom Göttinger Arbeitskreis herausgegebenen „Schriftenreihe" erschien soeben als Heft 55 eine kleine sehr gediegene Biographie: Gerhard von Scharnhorst aus Anlaß seines 200. Geburtstages (12. November 1755—1955) von Friedrich Hoßbach, General der Infanterie a. D.

Ausgestattet mit einem Bildnis Scharnhorsts und einem Literaturverzeichnis im Anhang, wird mit dieser kleinen Schrift zum Preise von DM 1,50 eine wertvolle, populäre Scharnhorstbiographie vorgelegt



Kulturnotizen

Professor Dr. Alexander Herrmann in München vollendete am 5. November sein 55. Lebensjahr. In Darethen im Kreise Allenstein geboren, studierte er in München und Berlin Medizin, wurde 1927 Assistent an der Ohrenklinik in Gießen, 1934 dort ao. Professor, 1939 ordentlicher Professor in Greifswald, 1948 in Mainz und 1952 Direktor der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik an der Universität München. Er ist Ehrenmitglied der griechischen, spanischen und ungarischen Oto-laryngologischen Gesellschaften und hat etwa 100 fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht.

*

Dr. Carl Hermann Diesch, der letzte Direktor der Universitäts- und Staatsbibliothek in Königsberg, wurde vor 75 Jahren, am 13. November 1880, in Sorau geboren. Sohn eines Tischlermeisters, hatte er in Tübingen und Leipzig Germanistik studiert und war dann in den Bibliotheksdienst getreten. Von seinen Schriften seien genannt „Inszenierungen der deutschen Dramen an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts"- „Deutsche Dichtung im Strome deutschen Lebens" und „Goethes Ethik, ihre Grundlagen, Wege und Ziele."

*

Professor Dr. Paul Reichwaldt vollendete am 8. November in Berlin-Grunewald sein 70. Lebensjahr In Arnau in Ostpreußen geboren, studierte er in Berlin und Königsberg. Bis 1933 war er Regierungsdirektor, wurde aber von den Nazis entlassen. Seit Kriegsende ist er Leiter der Zentralabteilung der deutschen Verwaltung für Volksbildung in der Sowjetzone und Direktor des Geographischen Instituts derBrandenburgischen Landeshochschule in Potsdam. Er hat geographische Forschungsreisen in Ost- und Südeuropa und Nordafrika unternommen. Seine Hauptarbeiten nennen sich „Siedlungsgeographie" und „Klima und Wetter". Er ist vermählt mit Dr. Elise Reichwaldt, Professorin für Methodik des Biologieunterrichts an der Berliner Humboldt-Universität.

*

Agnes Miegels Gesammelte Werke liegen jetzt im Eugen Diederichs Verlag in einer einheitlichen sechsbändigen Ausgabe vor, die zwei Versbände, drei Prosabände und einen Band dramatische Spiele enthält.

„Der Deutsche Osten" in Frankfurt

In der Frankfurter Friedrich-Ebert-Schule wurde eine Ausstellung „Der Deutsche Osten" eröffnet, die gemeinsam von Lehrern und Schülern gestaltet worden ist. Das Kollegium der Schule gab bekannt, daß den Schülern die deutschen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie ebenso unbekannt waren wie die sowjetischen Provinzen. Charakteristisch waren Fragen der Schüler im Unterricht, wie: „Gibt es dort auch deutsches Geld?",„Sprechen die Menschen dort auch deutsch?" u. a. m. Mit dem Namen der deutschen Städte in den Oder-Neiße-Gebieten wußten die Kinder noch weniger anzufangen.

„Deutschland — Mitteldeutschland und der Osten — wie es war"

Ein Bildband mit Aufnahmen aus Thüringen, Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Berlin, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen. Umschau-Verlag, Frankfurt/M., 160 Seiten, 16,80 DM.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir den Bildband zum Besten zählen, was wir auf diesem Gebiet besitzen. Die ausgezeichneten Aufnahmen, alle im Großformat 23,5 × 27,5 cm, vermitteln dem Betrachter den Zugang zu alten deutschen Landschaften, die den meisten Lesern des Buches zur Stunde noch immer verschlossen sind.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 11 / 4. Jahrgang | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | November 1955

Es roch so schön nach Bohnenkaffee

Ein Besuch bei Konsul Albert Ebner in Hamburg-Wandsbek

So baute ein ostpreußisches Familienunternehmen von vorne auf

Unsere Leser kennen sicher den Begriff der Ideenassoziation. Durch eigentümliche Eindrücke optischer, akustischer, geschmacklicher oder geruchlicher Art werden in uns ganz bestimmte Vorstellungen und Erinnerungen ausgelöst. So erging es mir kürzlich bei einem Bummel über Hamburgs „Steindamm". Nomen est omen, sagten die ollen Lateiner. Der Name ist ein Vorzeichen. Und siehe da, beim Betrachten der sinnverwirrenden, weltstädtischen Auslagen stieg mir der würzige Duft von frisch geröstetem, aromatischem Bohnenkaffee gar lieblich in die Nase. Und ich fühlte mich plötzlich in die Zeit vor dreißig Jahren zurückversetzt, als ich im ersten Semester bei der Lehrerwitwe Biermann in der Kalthöfischen Straße in Königsberg „möbliert" wohnte und bei meinem täglichen Gang zur Universität, vom Vorder-Rosengarten abbiegend, in die Anlage an der Stadthalle kam. Jedesmal roch es hier aus dem Betriebsgebäude der Kaffeegroßrösterei Albert Ebner nach frisch geröstetem, aromatischem Bohnenkaffee. Und da ich schon von frühester Studentenzeit an diesem herrlichen Trank durch den häufigen Besuch aller in Königsberg arrivierten Cafés und Konditoreien meine herzlichste Zuneigung bewies, wie es in den späteren Jahren zum Berufsgetränk eines vielgeplagten Journalisten wurde, so kam mir der Gedanke, doch einmal Konsul Albert Ebner in Hamburg, Wandsbek, Ahrensburger Straße 116, aufzusuchen.

Ob der gute Konsul Ebner das Auffinden seines Betriebes seinen alten Freunden, Bekannten und Geschäftskunden besonders leicht machen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls befindet er sich in unmittelbarer Nähe einer Straßenbahnhaltestelle der Linie „3". Ein nicht zu übersehendes Hinweisschild läßt den Weg dann nicht mehr verfehlen. Herr Ebner, Konsul von Guatemala für die Provinz Ostpreußen, empfängt in seinem Privatbüro, das er, wie es sich bei der Vorstellung mit dort noch Anwesenden ergibt, mit seinem Sohn, dem Dipl.-Kaufmann Wolfgang Ebner teilt, der nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft und Abschluß des betriebswirtschaftlichen Studiums die kaufmännische Abteilung dieser Familienkommanditgesellschaft übernommen hat, während Sohn Klaus als Röstmeister die geschmackliche Tradition des Hauses Ebner fortsetzt und für die bekannte Ebnersche Qualität bürgt. Indessen, die Gattin des Konsuls, Frau Dr. rer. pol. Ebner sich morgens in das Führerhaus des Lkw's setzt und im Hamburger Freihafen die dort lagernde, direkt vom Importeur bezogene Kaffeemenge verzollt und zur Rösterei bringt.

Konsul Ebner, im grauen Arbeitskittel, mit einem gutmütigen Gesicht und freundlich dreinblickenden Augen zeigt auf das noch gerettete Bild des ersten Seniorchefs des Hauses, eines ebenso freundlich dreinblickenden älteren Herrn. Dabei erzählt er von dem, was vor und was nach 1945 war. Der 1866 geborene und 1933 gestorbene Begründer des Hauses Ebner hatte am 1. Oktober 1886 mit genau 20 Jahren einen Kaffeeladen mit einem Ladenkaffeeröster in einem Hause auf der Seite der Roßgärter Passage und in deren Nähe eröffnet, so daß im nächsten Jahre 1956 das Haus Ebner auf eine 70jährige Tradition zurückblicken kann. Bald wechselte Albert Ebner aus diesem Lädchen in das Haus Vorderroßgarten 45 hinüber, in dem bis zur Austreibung sich die Hauptverwaltung und Großrösterei befanden. Im Laufe der Jahre konnten weitere 19 Verkaufsfilialen, und zwar 13 in Königsberg und 6 in der Provinz dem Unternehmen angegliedert werden. Der Schreiber dieser Zeilen hat oft in Insterburg aus der Filiale Ebner in der Hindenburgstraße für seine Mutter den Kaffee holen dürfen. Die gedeihliche und kontinuierliche Aufwärtsentwicklung des Unternehmens, in das 1919 der gegenwärtige „Seniorchef" eintrat, machte 1929 einen Neubau der Großrösterei notwendig.

1945 kam Konsul Ebner ohne Barmittel in Hamburg an. Es hieß, entweder zu stempeln oder von vorn anzufangen in einer Stadt, die aus nichts anderem als Trümmerhaufen und Ruinen zu bestehen schien. Er besaß nichts als lediglich seinen Anspruch auf ein kleines Kaffeekontingent. Als Repräsentant des ehrbaren und königlichen Kaufmannes lehnte er es ab, die geringen Kaffeemengen, die Kranke so bitter notwendig hatten und über die sich ein jeder zu Weihnachten oder bei sonstigen Sonderzuteilungen freute, auf dem Schwarzen Markt zu verschieben, sondern er fuhr selbst und persönlich seine Ware zu den Kunden, und zwar im Handwagen. Und während andere in jenen chaotischen Zeiten durch dunkle Geschäfte ihr Geld zusammenramschten, schaffte es Konsul Ebner durch die sprichwörtliche ostpreußische Zähigkeit und Beharrlichkeit, seinem Familienunternehmen, das vom Königsberger Stammunternehmen das Sonnenzeichen übernommen hat, bereits drei Filialen anzugliedern: Bahnhof Friedrichsberg, Bergedorf-Lohbrügge und Eimsbüttel, Osterstraße. Die letztere hat hundertprozentig das Aussehen der ostpreußischen Filialen.

So freut man sich, wieder einen ostpreußischen Unternehmer angetroffen zu haben, der es aus eigener Kraft und Initiative, ohne jede staatliche Finanzhilfe geschafft hat, sich wieder eine neue Existenz aufzubauen, die auch manchem seiner Königsberger Mitarbeiter Lohn und Brot gibt. Eine treue Stütze fast vom Neubeginn in Hamburg an ist der Angestellte Fischer, den der heute 60jährige Konsul vor 30 Jahren selbst als jungen Gehilfen eingestellt hat. Dieser Mann kam wieder zu ihm, obgleich er ihm nicht das Gehalt bieten konnte, wozu andere einheimische Firmen in der Lage waren. Herr Fischer fühlte sich dem Hause verbunden, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, ein Beispiel vorbildlicher Betriebstreue.

Diesem Gespräch schließt sich ein Rundgang durch den Betrieb an. Das Herzstück dieses Betriebes ist natürlich die Rösterei. Sohn Klaus steht an der Rösttrommel und läßt sich nicht im geringsten bei der Beobachtung und Überwachung des Röstprozesses stören. Von Konsul Ebner hört man einiges über den Kaffee-einkauf. Der Importeur bietet Muster der verschiedensten Sorten an. Nach diesen Mustern kauft man die jeweiligen Partien, die oft noch auf See schwimmen. Im allgemeinen kann man sich auf die Muster verlassen. Hin und wieder kommt es vor, daß eine Partie nicht so ausfällt, wie man es erwartet hat. Dann muß man versuchen, durch Mischung mit anderen Qualitäten doch die gewünschte Güte zu erreichen. Das ist nun das Geschäftsgeheimnis, welche Sorten man rein röstet, welche man mischt, bei welcher Mischung man die Rösttrommel voll füllt oder nur halb. In einer Ecke der Rösterei steht ein Tisch mit einer ganzen Batterie von Kaffeetassen, aus denen Vater und Sohn die einzelnen Kaffeeproben kosten und prüfen.

In einem weiteren Raum werden die gerösteten Bohnen verlesen, dann in Tüten abgefüllt, die ebenfalls das Sonnenzeichen des Hauses Ebner tragen. Neben Kaffee, Tee, Kakao führt die neue Firma wie auch früher Süßigkeiten und Weine. Das umfangreiche Lager zeugt von einem regen Versandgeschäft. Und Konsul Ebner ist ganz besonders darauf stolz, daß ihm seine ostpreußischen Freunde auch in der Fremde die Treue halten. **hschl.**



Ein vertrautes Bild, wie wir es von Ostpreußen gewöhnt sind, eine Ebner-Filiale in Hamburg-Eimsbüttel Aufn.: Archiv



Direktor Sonne 75 Jahre alt

Sein 75. Lebensjahr vollendet am 21. November 1955 der ehemalige 1. Direktor der Königsberger Werke und Straßenbahn G. m. b. H. (KWS), Königsberg (Pr.), Herr Georg Sonne, (20b) Wildemann/Oberharz. Unter seiner Leitung haben die Königsberger Werke und Straßenbahn G. m. b. H. infolge der jahrzehntelangen rastlosen Arbeit des Jubilars ihren wirtschaftlichen Höhepunkt erreicht. Seinen Mitarbeitern ist er durch seine menschliche Güte immer ein verständnisvoller Vorgesetzter gewesen. Seit einigen Jahren im Ruhestand, ist er auch heute noch als Vorsitzender des Arbeitsausschusses der ehemaligen Betriebsangehörigen der KWS unermüdlich tätig, diesen zu ihren wohlerworbenen Rechten zu verhelfen.

Trotz seines angegriffenen Gesundheitszustandes war es für ihn selbstverständlich, zu der 700-Jahrfeier der Stadt Königsberg nach Duisburg zu kommen, um Erinnerungen auszutauschen und einige gemütliche Stunden mit ehemaligen KWS-Angehörigen zu verleben.

Unzählige KWSler danken ihm heute für seinen selbstlosen unermüdlichen Einsatz und wünschen ihm noch einen langen gesegneten Lebensabend.

Unsere Städte im Volksspott

„Johann, spann an, drei Katzen voran ..."

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten sind ein lebendiges Besitztum des Volkes und mit Recht hat man sie die Weisheit der Straße genannt; denn in ihnen spricht sich ja das Volk mit seiner Weisheit am bestimmtesten aus.

Viele Spruchweisheiten haben ihren Ursprung in den Verschiedenheiten und Gegensätzen zwischen den einzelnen Landschaften, Städten, zwischen Stadt und Land, zwischen den Ständen, Berufsarten, Sitten, Gewohnheiten, Lebensanschauungen und sonstigen Motiven des Volkes, die einst charakteristisch für sie waren und zu Reimungen, Äußerungen des Mißtrauens und Neckereien vielfach Anlaß gegeben haben.

Seit alten Zeiten waren Frauenburg und Tolkemit Rivalen, die sich, wenn es anging, auch einen kleinen Schabernack spielten. So besaß Frauenburg ehemals einen geschlossenen Raum, der mitunter als Gewahrsam für Menschen, mitunter auch als Pfandstall für allerhand Güter diente. Einst hatte sich ein Tolkemiter Bock in Frauenburger Gebiet verlaufen. Die Frauenburger nahmen den Überläufer gefangen und führten ihn in der Hoffnung, dafür ein anständiges Pfandgeld zu erhalten, vergnügt in den Pfandstall. Sie wurden aber bitter enttäuscht. Denn da der Stall eines festen Verschlusses entbehrte und die Tür nur mit einem Kohlstrunk zugesteckt war, verzehrte der hohe Gefangene den Verschluß mit Appetit und Behagen, entwich und eilte heimwärts. Seitdem nannten die Tolkemiter Frauenburg den Bockstall oder die Bockstadt, ihre Einwohner Bockstößer: „Er ist in den Bockstall geraten" heißt: er ist nach Frauenburg gekommen.

Aber auch die Tolkemiter gingen nicht ohne Spott davon. „Er ist aus Tolkemit am Frischen Haff, allwo der Aal an der großen Kette liegt. Tolkemit, ein Stedtlein im Hockerland, da man den fürwitzigen Leuten den gefangenen Aal an der Ketten im Haff weist", so hieß es schon in alten Chroniken. Der Riesenfisch hatte natürlich seine Geschichte: der Aal hatte schon durch viele Jahrhunderte zum Schaden der Anwohner sein Unwesen im Haff getrieben und bedrohte sogar die Stadt; sie mußte ihn des lieben Friedens willen gut und ausreichend verpflegen. Als ihm aber auch einmal Tolkemiter Bier (es hieß Rorkater, Rarkater = Brüllkater) verabreicht wurde, starb er an akuter Alkoholvergiftung und wurde unter großem Jubel an die Kette gelegt.

Ferner besaß Tolkemit einst auf seiner Kirche einen Kirschbaum, und vor langen Zeiten hatte es auch eine Belagerung durch ein Heer von Stinten auszuhalten, die aber siegreich abgeschlagen wurde. Seit dem hießen die Tolkemiter Stintstecher. An den Aal an der Kette erinnerte noch bis zur Vertreibung ein langer, abschüssiger Waldweg in der zwischen Frauenburg und Tolkemit gelegenen Forst Wieck, der den Namen „langer Aal" trug.

Auch Mühlhausen, die Nachbarstadt beider, hat Stoff zum Spott geliefert. Neben dem Städtchen befand sich ein Teich, in dem einst ein großer Krebs gehaust haben soll, der die Stadtmauern aufzufressen drohte, bis die Ratsherren ihn an eine Kette legten. Jeder Fremde, der den Krebs sehen wollte, wurde an den Teich geführt und ins Wasser geworfen. Mühlhausen war es auch — wie Heilsberg — wo man große Kailchen (Klöße) kocht und lange (dünne) Suppen machte. Daselbst fuhr man auch Langholz quer in die Stadt hinein. Außerdem schoben die Mühlhausener ihr Rathaus im Winter auf Erbsen, im Sommer auf dem Pelz umher.

Die Braunsberger erfreuten sich des Rufes, dreist zu sein, daher stammte die Redensart: „er ist dreist wie ein Braunsberger".

Die Bewohner von Bischofstein (Bischsteen) sind unter dem Spitznamen Butterröschke bekannt geworden.

Die Gegend zwischen Zinten und Pr. Eylau hieß allgemein die Hundstürkei. Zinten wurde das Ausland, seine Bürger Ausländer genannt. Einstmals wanderten einige Handwerksgesellen aus Zinten nach Domnau. Um dort sich Ansehen zu verschaffen, beschlossen sie, sich als Ausländer auszugeben, und da die Domnauer sonst eben nicht wegen ihrer Klugheit gerühmt wurden, meinten sie, daß ihnen ihr Vorhaben auch gelingen würde. Aber sie wurden erkannt und ernteten Spott und Hohn. Seitdem nannte man diejenigen, die den Ausländern in Sprache oder Benehmen nachäfften, Ausländer aus Zinten. Es gab aber auch noch eine andere Lesart. Nach der Landesordnung des Bischofs Mauritius Ferber von 1526 durften Nichtkatholiken sich nur vorübergehend im Ermlande aufhalten, kein volles Jahr bleiben. Doch hielten sich viele Protestanten besonders in Braunsberg auf. Man genügte der Vorschrift zum Scheine, indem die evangelischen Handwerker, Dienstboten oder andere Untertanen in jedem Jahre zu Weihnachten nach dem Herzogtum, gewöhnlich nach dem nahen Zinten gingen. Nach Neujahr kehrten sie aus dem „Auslande" zurück.

„In Zinten bellen die Hunde von hinten" hieß es auch und ein Kinderreim lautete: „Johann, spann an, drei Katzen voran, 2 Ziegen (4 Hunde) nach hinten, wir fahren nach Zinten!"

„Er ist ein Erbsenschmecker", bezeichnete einen Schippenbeiler. Die Überlieferung berichtet, daß die Schippenbeiler einst einem Bauern eine Wagenladung grauer Erbsen, die er zu Markte brachte, in Proben aufgeschmeckt haben. Sie hießen aber auch Bärenstecher, denn ihren Bürgermeister, der von Königsberg kommend, in einem dort gekauften Bärenpelz heimkehrte, sahen sie für einen Bären an und gingen ihm mit Spießen und Knüppeln zu Leibe.

In noch größerem Maße war Domnau das Ziel des Volksspottes. „Er ist aus Domnau" war durchaus nicht als Schmeichelei aufzufassen, und aus Domnau konnte man sich Verstand holen. Es war eben das Schilda oder Abdera Ostpreußens, und viele der Schwänke, die über Mühlhausen, Schippenbeil und andere Ortschaften im Umlauf waren, galten mit kleinen Änderungen auch für Domnau. Auch hier wurde das Licht in Säcken in das fensterlose Rathaus hineingetragen, und als die Domnauer zur Erkenntnis kamen, daß das mühsam bergab geschaffte Bauholz sich viel leichter herunterrollen lasse, schleppten sie es noch einmal bergauf, um es rollen zu lassen. Wie die Mühlhausener fanden auch sie, daß ihr Rathaus nicht an der besten Stelle des Marktes stehe. Sie beschlossen daher es weiter zu schieben. Um die Arbeit zu erleichtern, streuten sie gleichfalls Erbsen auf den Platz. Ein Schalk riet ihnen, die gewählte Stelle dadurch zu kennzeichnen, daß sie daselbst ihre roten Wämser niederlegten. Während sie nun auf der entgegengesetzten Seite schoben, entfernte der Schalk die Wämser und rief dann die stöhnenden Bürger herbei: jetzt stände das Rathaus auf ihren Wämsern und das große Werk sei gelungen. Darob große Freude und alle fanden, daß Markt und Rathaus durch die Verschiebung bedeutend gewonnen hätten.

Hermann Bink.

General Lasch mahnt:

Denkt an die Zurückgebliebenen!

Mehr Zurückhaltung erleichtert das Los der noch in Rußland Weilenden

Sobald die Meldung kam, daß unter den Heimkehrern sich auch General Lasch befinde, stand es bei der „Ostpreußen-Warte" fest, den Verteidiger von Königsberg um ein Interview zu bitten, hatte sie doch schon 1952 die Ausführungen von Jürgen Thorwaldt über die letzten Tage von Königsberg zum Anlaß genommen, eine eingehende Würdigung dieses aufrechten und verantwortungsbewußten Mannes den Lesern zu unterbreiten. Es war nicht ganz einfach, die Wohnung von Herrn General Lasch in Bad Godesberg ausfindig zu machen.

In einer von Frau Olly Prym von der bekannten Druckknopffabrik Prym zur Verfügung gestellten Villa in der Friedrich-Ebert-Straße, die aber erst auf dem Papier so heißt — denn das alte Straßenschild spricht noch von „Ludwigstraße" — hat die Familie Lasch ein Heim gefunden.

„Natürlich habe ich viel zu sagen. Und ich werde auch viel sagen", erklärt General Lasch unserem H. Sch.-Mitarbeiter, „aber noch scheint mir der Zeitpunkt dazu nicht gekommen. Sie wissen es auch, daß die Russen die Heimkehrertransporte plötzlich gestoppt haben. Kein Mensch weiß, warum. Man kann nur vermuten. Und ich vermute, daß von den Heimkehrern Dinge gesagt worden sind über Rußland, die die Russen veranlaßt haben, die Transporte zu stoppen. Das war 1953 genau so. Die ersten wurden entlassen. Es wurde darüber so vieles geschrieben, was den Russen nicht paßte, da haben sie einfach die anderen nicht mehr fortgelassen. Und ich kann nur alle bitten, bei allem, was von den Heimkehrern über Rußland gesagt wird, daran zu denken, ob es den noch in Rußland Zurückgebliebenen nicht schadet. Je zurückhaltender jeder einzelne Heimkehrer in diesen Dingen ist, umso mehr erleichtert er das Los der Frauen und Männer, die in Rußland zurückgehalten werden."

„Und so werden Sie verstehen", fährt General Lasch fort, „daß ich heute noch nicht reden will. Aus Verantwortung gegenüber allen Kameraden, die noch in Rußland sind. Auch mein Stabschef, Oberst v. Süßkind ist noch nicht heimgekehrt."

Es ist das gleiche Verantwortungsgefühl, das den General bei all' seinen Maßnahmen und seinem Handeln beseelt hat, auch damals, als er schweren Herzens den Russen die Kapitulation Königsbergs anbot. Wie schwer muß diesem Mann der Entschluß gewesen sein, der sich als Sohn seiner ostpreußischen Heimat ihr zugehörig fühlt.

Ich bringe das Gespräch auf die These von Professor Starlinger, daß die Sowjetunion eines Tages genötigt sein würde, gegen Rotchina eine Rückendeckung beim Westen zu suchen. General Lasch biegt das Gespräch sofort ab. „Ich darf Sie wirklich um Verständnis dafür bitten, daß ich mich auch dazu nicht äußere. Ich habe nur gleich nach meinem Eintreffen in der Bundesrepublik über den Rundfunk alle Behauptungen, die über die Kapitulation Königsbergs falsch gewesen sind, richtiggestellt. Das schien mir wichtig zu sein.

Ich respektiere selbstverständlich seine Beweggründe. Er, der zehn Jahre hinter „Stacheldraht gelebt hat, kennt die Mentalität der Russen besser als wir. Immerhin möchte die „Ostpreußen-Warte" dabei sein, wenn General Lasch einmal etwas der Presse übergibt. Dazu lächelt er. „Sie sind nicht der erste Journalist, der etwas von mir haben will. Aber ich verspreche Ihnen, sobald ich etwas für die Zeitungen schreiben werde, werde ich es der „Ostpreußen-Warte" geben. Was in Buchform erscheinen soll, wird mein alter Freund Koch von ‚Gräfe und Unzer' herausbringen."

Nach diesem Versprechen verabschiede ich mich. Auf dem Wege zur Straßenbahnhaltestelle überdenke ich noch einmal unser Gespräch. „Wissen Sie", hatte General Lasch gesagt, „wenn man zehn Jahre hinter Stacheldraht gelebt hat und nun plötzlich frei ist, dann geht einem soviel im Kopf herum, daß man eine gewisse Zeit braucht, um alles ganz klar zu sehen." Daraus spricht das ganze, große Maß an Verantwortlichkeitsgefühl, das der hervorstechendste Charakterzug an diesem Manne ist. Wir denken dabei vergleichsweise an die peinliche Szene, die Herr v. Seydlitz hervorrief, als er gleich bei seinem Eintreffen in Friedland glaubte, in Politik machen zu können.

*

Wie recht General Lasch mit seiner Mahnung hat, wird mir sehr bald und sehr drastisch vor Augen geführt. Da steht als Schlagzeile einer der vielen Wochenendzeitungen „O wäre er nie zurückgekehrt". Die dann folgenden Zeilen berichten von dem Schicksal eines Heimkehrers, der sich nicht in die neue Umgebung und die neue Atmosphäre zurechtfinden kann, so daß es zu einer Tragödie zwischen ihm und seiner Familie kommt. Gewiß wird es nicht die einzige sein, und alle diese Heimkehrer verdienen unser besonderes Mitgefühl. Aber das berechtigt jenes Blatt noch lange nicht, eine solche Schlagzeile zu wählen, die ein Schlag ins Gesicht aller Heimkehrer ist. Anstatt sich zu bemühen, einen Ausweg zu suchen, einen Ausweg, der nur die unmittelbar Beteiligten etwas angeht, wird aus reinster Sensationsgier ein gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmter Vorfall breitgewalzt. Wenn diese Frau wirklich an die Redaktion dieses Blattes geschrieben und ihr Leid geklagt haben sollte, anstatt zu ihrem Seelsorger oder Gemeindeschwester oder zum Leiter der Heimkehrerbetreuungsstelle zu gehen, dann hätte die Redaktion dieses Blattes das Taktgefühl besitzen müssen, ihre Ratschläge diskret zu erteilen und die Ratlosigkeit der Frau nicht zur Steigerung der Auflage zu mißbrauchen.

Für die Sowjets sind aber solche Schlagzeilen eine sehr willkommene Handhabe, die Heimkehrer zu überreden, als „freie" Arbeiter weiter in der UdSSR zu bleiben, da ja die Heimat sie gar nicht wolle. „O wäre er nie zurückgekehrt!" Welche seelische Verwirung kann durch solch' eine geschmacklose Schlagzeile angerichtet werden, in welchen seelischen Zwiespalt werden diese Menschen gestoßen, wenn sie sich sagen müssen, so also ist es, wenn wir nach Hause kommen, dann wünschen sie uns nach ein paar Tagen wieder nach Rußland zurück.

Eins aber soll allen für die Heimkehrerbetreuung Verantwortlichen gesagt sein, gleichgültig ob es die Kirche oder die Behörden sind, es kommt nicht auf die paar 100 Mark Entlassungsgeld und auf schöne Worte beim Empfang im Heimatort an, sondern darauf, daß es zu erkennen gilt, daß neben der materiellen Betreuung die geistige und seelische besonders wichtig ist. Gerade der Kirche erwachsen hier ganz große und verantwortungsvolle Aufgaben! Das Leid, das hier und dort aufstehen mag aus Nichtverstehenwollen oder Nichtverstehenkönnen, kann nicht durch schreiende Schlagzeilen beseitigt werden, aber vielleicht mag ein rechtes Wort des Seelsorgers oder des für die Heimkehrerbetreuung Verantwortlichen zur rechten Zeit und am rechten Ort eine Brücke zu einem neuen Anfang schlagen. Hand auf's Herz! Ist da von manchen Verantwortlichen nicht manches schon verabsäumt worden?

Ost- und Westpreußen-Bundesfest in Berlin

„Wir alle sind das Heimatland, das Heimatland sind wir!"

Am zurückliegenden Sonntag beging in den festlich geschmückten Räumen der Lichterfelder Festsäle die Ortsgruppe Berlin des Bundes der heimattreuen Ost- und Westpreußen e. V. den Tag des 35jährigen Bestehens. Der Bund, aus der Abstimmungsbewegung des Jahres 1920 entstanden, zählt z. Zt. in Westberlin 9 Bundesgruppen, in denen das Kulturgut der Heimat und die Äußerungen des Volkstums gepflegt werden. Er unterstützt, wie sein Vorsitzender, Reichsbahnrat a. D. Erhard Richter, in einer gehaltvollen Ansprache zu wissen gab, die Landsleute der alten Heimat mit Rat und Tat, um dadurch das Gefühl der landsmannschaftlichen Verbundenheit zu wahren und zu fördern. Dem geistigen Besitz eine feste Stütze zu sein, ist erstes und letztes Ziel des Bundes, der am 6. November seinen langjährigen Vorsitzenden, Schulrat a. D. Erich Schattkowski, in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Heimatbewegung zum Ehrenvorsitzenden ernannt hat.

Der Bedeutung dieser 35-Jahrfeier trugen die Berliner Senats- und Bezirksverwaltungsstellen gern und freudig Rechnung, indem sie durch ihre führenden Männer oder deren Vertreter den Charakter der Veranstaltung kennzeichneten. In besonderer Anerkennung wurde Dr. von Hansemann, Bürgermeister von Steglitz, von den mehr als 500 Anwesenden willkommen geheißen, ebenso der erste Vorsitzende der Landsmannschaften des Bundes der Heimatvertriebenen, Dr. Rojek, und eine weitere Reihe von Gästen, zu denen sich auch die Abordnungen der im „Bund der Preußen" zusammengeschlossenen Jugendgruppen gesellten. Daß auch Königsbergs „letzter Oberbürgermeister", Dr. Hans Lohmeyer, zu den Gästen zählte, wurde mit lautem Beifall zur Kenntnis genommen.

Allerstärksten Beifall fand die Mitteilung Dr. v. Hansemanns, daß das Bezirksparlament Steglitz in seiner unmittelbar zurückliegenden Sitzung den Beschluß gefaßt hat, ab sofort

die Patenschaft über die in Berlin lebenden Ost- und Westpreußen

zu übernehmen. „Steglitz" will damit nicht nur die unabdingbare Verbundenheit des Bezirks zum Ausdruck bringen, sondern auch einer Tradition nachkommen, die vorbildlich für andere Bezirke Berlins sein und werden kann. Es will den Gedanken der Tradition an die obersten heiligsten Güter eines Volkes gerade auch in denen aufrechterhalten helfen und getreulich pflegen, die als heranwachsende Jugend jene Bindungen der älteren Generationen an die ferne Heimat nicht mehr recht kennen. In segensreicher Wechselwirkung Jung und Alt zusammenzuhalten, das ist der Sinn der Uebernahme der Patenschaft, der es weniger „an den hierfür notwendigen Mitteln" fehlen wird, wie an der raschen Verwirklichung der Idee, daß keine der alten Bindungen verloren gehen darf, die danach im „Lied" zur Geltung kamen: „Wir alle sind das Heimatland, das Heimatland sind wir!"

Oberbürgermeister a. D. Dr. Lohmeyer knüpfte an Erinnerungen seiner Verwaltungszeit in West- und Ostpreußen an und gedachte insbesondere der Abstimmungszeit in Ostpreußen, als im Sommer 1920 etwa 160 000 Landsleute aus dem damaligen Reich nach Ost- und Westpreußen wieder zurückbefördert wurden, nachdem sie im stolzen Bekenntnis zu ihrer Heimat den Abstimmungssieg am 11. Juli 1920 sichergestellt hatten. — Den Einheimischen bewußt machen, daß der deutsche Osten nicht nur den von dort Vertriebenen, sondern dem ganzen deutschen Volk gehört und das Recht auf diese Heimat ein Recht ist, das dem freien Menschen nicht streitig gemacht werden darf, waren Worte Dr. Rojeks, die im stürmischen Widerhall des Beifalls aller Anwesenden ausklangen.

Das Festprogramm

das sich in seiner Vielgestaltigkeit über zwei Stunden erstreckte, wurde mit dem Vorspruch „Die Heimattreuen", gesprochen von Margret Richter, eingeleitet. Dr. Lau, der ehemalige Intendant des „Senders Königsberg", der einer Einladung des Bundesvorstandes gern gefolgt und nach Berlin gekommen war, versprach in schlichten Worten ein Programm, das angetan sein sollte, die Anwesenden in ein paar gehaltvollen und frohen Stunden zu unterhalten, und wenn an die Spitze dieser Gaben ein einführender Vortrag über die Spinnstubenromantik der Heimat trat und Schulrat Schattkowsky in ihm aus seinen verdienstvollen Forschungen und Sammlungen um das alte Kulturgut der ost- und westpreußischen Spinnstuben berichtete, so war damit jene Grundstimmung geschaffen, „Heimatworten und Heimatweisen aus der Welt der Spinnstuben" eine Resonanz zu verschaffen, die immer wieder in starkem Beifall zum Ausdruck kam. Frau Alrun Bürkner sang Volksweisen und Lieder im Volkston und wußte ihnen mit ihrem vollen Sopran reichen Nachhall zu geben. Frau Liselotte Hollstein erweiterte das Programm mit Volksweisen und konnte für die Lyrik ihrer Vorträge gleichfalls reiche Anerkennung entgegennehmen. Insbesondere aber waren es die Kompositionen volksliederartiger Struktur, die Schulrat Schattkowsky in feinem Verständnis für die Schlichtheit des ostdeutschen Volksliedes den Texten von Herybert Menzel, Martin Greif und anderen mit auf den Weg des Erfolges gegeben hatte.

Daß Frau Käthe Kamossa eigene Dichtungen las und sprach, ist nicht an letzter Stelle zu nennen. Wir schätzen die schlichten Verse der Dichterin mit ihren klaren Reimen und ihrem lyrischen Gehalt immer und immer wieder und sind entzückt, sie von Frau Kamossa selbst vorgetragen zu hören. Vielen, vielen Dank für diese kleinen entzückenden versdiamantenen Gaben! Ob sie der Liebe galten oder der Bindung und Verbundenheit zur Natur, sie kamen und gingen zu Herzen.

Wenn Dr. Lau ostpreußisch wird, geht es derber, ungezügelter, freier und frischer zu. Dann wird „geschabbert" und gekauderwelscht. Alles natürlich auf ostpreußisch. Sein Humor steckt an; seine Gabe, dem ostpreußischen Sprachdeom unverfälscht auf die Beine zu helfen, ist einmalig, und so hatte auch er die Lacher und Dankspender in vollem Umfang auf seiner Seite, bevor das Festprogramm der Bundesveranstaltung seinen letzten Abschluß fand mit dem gemeinsamen Liedern von Felsche und von Hannighofer.

Nicht unerwähnt bleiben darf eine Ausstellung von feinen Aquarellen und Zeichnungen des Kunstmalers Georg Lehmann-Fahrwasser. Vor seinen ausschließlich ostpreußisch-westpreußisch und Danziger Motiven stand man gern sinnend noch einmal, bevor man die Festlichkeit verließ und damit ein Sonntagskapitel beschloß, dessen Gedenken an die Heimat lange hin nachwirkend bleiben wird.

W. Greiser

Landsleute, bitte herhören!

In unserer letzten Zusammenkunft am 26. Oktober 1955 wurde eingehend über die 700-Jahrfeier in Duisburg berichtet. Da von vielen Seiten Anfragen eingegangen sind, weshalb unsere beiden Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer und Dr. Will, sowie auch Bürgermeister Dr. Weber, als Repräsentanten unserer Heimatstadt nicht in Erscheinung getreten sind, gab Arbeitskamerad K. folgende Auskunft:

„Die Patenstadt habe ihr Bestmöglichstes getan, um die Feier auch mit den seiner Zeit gewählten Mitgliedern der städtischen Körperschaft zu begehen. Leider hat es eine kleine Gruppe von Landsleuten verstanden, unseren letzten Oberbürgermeister zu übergehen. Aus Protest vom 9. Mai 1955 ist aus diesem Grunde nicht nur Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer, sondern eine Reihe von Arbeitskameraden dieser Feier ferngeblieben. Auf die Frage, weshalb man seitens der Königsberger Arbeitskameraden dagegen nicht „Sturm" gelaufen hat, gab Kollege Sch. die Antwort, daß man die Beamtenschaft, also die Anschriftensammelstelle, ja gar nicht zu den Vorbesprechungen hinzugezogen habe, denn dann wäre es unmöglich gewesen, daß der letzte Chef der Stadtverwaltung nicht in Erscheinung getreten wäre. Arbeitskamerad Dr. B, der bis 31. März 1949 in Königsberg war, teilt mit, daß er aus eigener Kenntnis der damaligen Verhältnisse weiß, daß Herr Oberbürgermeister a. D. Dr. Will alles getan habe, die Königsberger Bevölkerung vor den Auswirkungen des NS-Regimes soweit wie möglich zu bewahren. Darüber hinaus hat er als Beamter — getreu seinem Diensteid — die letzte Konsequenz gezogen und das von Außenstehenden nicht zu ermessende schwere Schicksal der russischen Kriegsgefangenschaft mit anschließender Verurteilung zu Zwangsarbeit auf sich genommen. Ihm für diese beispielhafte Haltung im Namen der vertriebenen Königsberger anläßlich der 700-Jahrfeier Dank zu sagen, haben wir alle eine selbstverständliche Verpflichtung angesehen. Daß dieses nicht geschah, empfinden wir als eine Beleidigung aller Beamten, die, auf den billigen Ausweg der Beschaffung eines Marschbefehls verzichtend, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblick in der klaren Erkenntnis erfüllt haben, das Märtyrium einer Kriegsgefangenschaft auf sich nehmen zu müssen, in der die meisten von ihnen den Tod fanden.

Wie uns die Arbeitskameradinnen Frau J. und Frau B. zur Kenntnis gaben, hat Herr Oberbürgermeister Dr. Will unverhofft unser Sondertreffen aufgesucht, wo er mit langanhaltendem Beifall stürmisch begrüßt worden ist.

Ferner stand zur Diskussion der Vorschlag der Arbeitskameraden Kom. und Tul., die Anschriftensammelstelle nach zehnjährigem Bestehen (1. Februar 1956) in einen eingetragenen Verein der Königsberger Magistratsbeamten, -Angestellten und -Arbeiter umzuwandeln. Selbstredend sollen auch die Angehörigen toter und vermißter Arbeitskameraden Mitglied werden können. Die Kameradschaft soll dann in einem viel größeren Umfang gepflegt werden. Jährlich soll dann abwechselnd in einem Ort des Bundesgebietes ein Treffen stattfinden.

Arbeitskamerad K. kündigt an, daß am 1. Februar 1956, also nach zehnjähriger ehrenamtlicher Arbeit, seine Tätigkeit für die Arbeitskameraden beendet sei. Er sei nicht mehr in der Lage, weiterhin finanzielle Opfer zu bringen, auch aus gesundheitlichen Rücksichten muß diese Arbeit nun ein Ende für ihn haben Vorgesehen ist St.-Insp. Günther Gerber!

Anhand von Fotoaufnahmen schilderte Kamerad K. die 700-Jahrfeier in Biedenkopf, wovon wir zwei Aufnahmen unseren Landsleuten zur Kenntnis geben. (Siehe Seite 11)

Wir suchen und wer berichtet:

St.-Insp. Gustav Lange und Frau Gertrud, St.-Insp. Bruno Lemke, Zeichner Hans Laue, Verm.-Insp. Erich Link, Ing. Laddey (G. W.). August Lange (G. W.), Fritz Lange, Töpfer Karl Lelewel, Hofarbeiter Friedrich Lemke, Wagenführer Herm. Lemke, Elektromeister Otto Lemke, Heizer Paul Lenzing, Bm. Straßenbahn Gustav Lentzky, Schaffner Adolf Lerbs, Buchhalter Herbert Lewenski, Wagenführer Gustav Lieck, Heizer August Liedtke, Ing. Franz Liedtke, Verkehrsinsp. i. R. Franz Liedtke, Gottfried Liertke (G. W.), Glaser Kurt Lindh (G. W.), Amtsgeh. Laukat, Berta Lau (Fuhrges.), Ing. Paul Lockau (Wi. Amt), Elektromeister Kurt Willi Lopp (Hafen), Baumeister Luckmann, Fürsorgerin Meta Luszick, Lampert (Feuerwehr), St.-Insp. Willi Liß, Buchhalter Albert Lemke, Lemke (Plan. Amt), St.-O.-Insp. Fritz Lukan, Angest. Loch (Schlachthofkasse), St.-Insp. Richard Lammert, St.-Sekr. a. D. Ernst Lockau, St.-O.Insp. Lenkeit, Oberinsp. d. Fuhrges. Gustav Lopens, Ella Lokau (Cranzer Allee 74 D), Str.-Aufseher Julius Link, Bibl.-Sekr. Clara Laudien (Volksbücherei), Verw.-Geh. Franz Lau und Frau, Arbeiter Arthur Lindingk, Schaffner Loschwitz, Oberkontrolleur Ferdinand Lossau, Heizer Gustav Lowski, August Lukat, Heizer Luttkau, Wagenführer Hans Lux.

Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten, -Angestellten und -Arbeiter (16) Biedenkopf, Hospitalstraße

Aussichtsreiche Berufsausbildung für Vertriebene

An der privaten Wirtschaftsschule Bonn werden ab 1. 1. 1956 einjährige Lehrgänge durchgeführt, welche nach erfolgreichem Abschluß Gewähr für Qualifikation als Controller, Steuerfachmann im Betrieb, Bilanzbuchhalter, kaufmännischer Leiter, Geschäftsführer usw. in Industrie, Landhandel und Genossenschaften bieten. Es handelt sich also um die Heranbildung von erstklassigen kaufmännischen Betriebswirten in leitenden Stellungen. Höhere Schulbildung wird nicht unbedingt gefordert. Die Lehrgangsgebühren betragen für den einjährigen Lehrgang DM 600,—.

Die Ausbildungsstätte ist für Vertriebene besonders deswegen von Interesse, weil es sich um eine abgeschlossene, relativ kurze Ausbildung mit sehr guten Berufsaussichten handelt, und weil bei Nachweis der Bedürftigkeit individuelle Ermäßigung und in besonders gelagerten Fällen sogar Freiplätze gewährt werden. Alles Nähere erfahren ernsthafte Interessenten in der Druckschrift, die angefordert werden kann. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, so daß baldige Anmeldung an: Private Wirtschaftsschule Bonn, Postfach 160, zu empfehlen ist.

Marzipan ist nicht gleich Marzipan

Welches ist der Unterschied zwischen Königsberger und Lübecker Marzipan?

Wußten Sie den Unterschied zwischen Königsberger und Lübecker Marzipan? Hand aufs Herz! Ich gestehe offen, daß es mir bis vor wenigen Tagen nicht bekannt war. Ich hatte eigentlich auch keine Gelegenheit, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. In unserer ostpreußischen Heimat aßen wir ja nur „Königsberger Marzipan", entweder von einem der bekannten Königsberger Marzipanhersteller oder von Muttern selbst „gebacken"; denn für uns Jungen war die Marzipanzubereitung ebenso ein Backvorgang wie das andere Weihnachtskuchenbacken auch: Pfefferkuchen, Pfeffernüsse,



Frau Liedke eine der wenigen weiblichen Konditormeister

Christstollen und Mohnkuchen. Das war dann meistens auch die Belohnung für ein mehr oder minder gutes Weihnachtszeugnis, der Mutter beim Marzipanbacken helfen zu dürfen. Da waren die gebrühten bitteren und süßen Mandeln zu „entpellen", ihnen die dunkelbraun gewordene Haut abzuziehen. Klar, daß dabei mehr als eine Mandel statt in die Schüssel in den eigenen Schnabel wanderte, was jedesmal einen sanften mütterlichen Verweis auslöste. Waren die Mandeln auf einem ausgebreiteten Tuch ordentlich getrocknet, wurden sie in der kleinen Mandelmühle zermahlen.

Und wie jeder rechte Marzipanhersteller hatte auch meine Mutter ihr streng beachtetes Rezept, in welchem Verhältnis bittere mit süßen Mandeln gemischt wurden, wieviel Puderzucker und Rosenessenz hinzukam. Das Schönste neben dem Verschmausen der einzelnen Marzipanstückchen war das Ausstechen der verschiedenen Formen: Herzen, Voll- und Halbmonde, Rhomben, Brote, Kugeln, Kringel. Der Fantasie waren keine Grenzen gesetzt. Das Rösten des Marzipans war bei uns ein Vorrecht des Vaters. Eine voll ausgelegte runde Kuchenform wurde mit von feuchten Tüchern umwickelten Händen schräg vor die offene Ofentür gehalten, so daß die Glut den Rand der Stücke rasch bräunen konnte.

Ach ja, ich wollte den Unterschied zwischen Königsberger und Lübecker Marzipan erklären. Doch zuvor noch eine andere Erinnerung. In Königsbergs Straßen kündigte sich Weihnachten schon sehr frühzeitig an. Ehe die anderen Geschäfte ihre Auslagen auf diese schönste Jahreszeit abstimmten, konnte man bereits Ende Oktober in den Schaufenstern der Königsberger Konditoreien, die sich mit der Herstellung von Marzipan befaßten: ob sie P l o u d a oder P e t s c h e l i e s, Z a p p a, S c h w e r m e r, G e l h a a r, M ü l l e r oder M o t z k i oder A m e n d e hießen, die zahlreichen Pakete bestaunen, die, mit einer hübsch sauber geschriebenen Anschrift versehen, nach aller Herren Länder hinausgingen als Königsberger Weihnachtsgruß, nach Canada und USA, Afrika und Südamerika, nach Asien und Australien. Nun wußte man es, es „weihnachtete sehr".

Ja, und nun bin ich soweit und es ist mit ein paar Worten gesagt: Königsberger Marzipan wird geröstet, der Lübecker wird aus der rohen Masse hergestellt. Wer mir das verriet? H e r r L i e d t k e, der Inhaber vom Café Bender im Tiergarten, der später auch noch die Konditorei Petschelies am Kaiser-Wilhelm-Platz übernahm. Zufällig las ich sein Firmenschild an einem Geschäft in der Schlüterstraße in der Nähe des Dammtorbahnhofes in H a m b u r g.

Gegenüber der Hamburger Universität liegt das Eckhaus Schlüterstraße 47. Eine in den Bürgerstein hineinragende Auslagevitrine zwingt den Straßenpassanten geradezu, statt weiterzugehen zu dem mit einer modernen Außenfront versehenen Laden abzubiegen. Es ist ein Kolonialwarengeschäft, bei dem aber unverkennbar das Schwergewicht auf Waren liegt, die man in erster Linie in Konditoreien zu führen pflegt. Kein Wunder, denn die Inhaber dieses Geschäftes ist das Ehepaar Liedtke. Mann und Frau sind beide aus der Konditorbranche. Frau Liedtke ist eine geborene Petschelies. Sie ist eine der w e n i g e n F r a u e n in Deutschland, ja in Europa, die die Meisterprüfung mit Erfolg abgelegt hat. Neben dem Laden, in dem sich ein lebhafter Kundenbetrieb abspielt, so daß Frau Liedtke sich nur sekundenweise an unserer Unterhaltung beteiligen kann, ist ein hübsches Büro. Hier tauschen wir die gemeinsamen Erinnerungen an die beiden netten Cafés Petschelies in dem Eckhaus am Kaiser-Wilhelm-Platz und Bender im Tiergarten. Es wird wohl keinen Königsberger geben, der von sich sagen könnte, er kenne die beiden Stätten gemütlicher Geselligkeit bei gutem Kaffee und Kuchen nicht. Jeder wird mehr als einmal so manche nette Stunde seines Lebens dort verbracht haben. Und wer aus der Provinz oder sogar von noch weiter her durch Königsberg kam, ging sicher auch hierher. Jedenfalls erhält das Ehepaar Liedtke auch noch zahlreiche Briefe, in denen mit begeisterten Worten einer solchen Erinnerung Ausdruck gegeben wird. Wer sollte das auch nicht! Von Petschelies aus konnte man das immer lebhafte Treiben auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz beobachten. Die „9" bimmelte sich nach dem Sackheimer Tor oder nach Cosse vorüber. Die Menschen drängten sich vor Berding & Kühn. Es war immer etwas los auf den Straßen rings um den Kaiser-Wilhelm-Platz. Oder man spielte Schach oder blätterte in einer Illustrierten. Oder man plauderte mit einem Freund bzw. mit einer Freundin. Und Café Bender, mitten im Tiergarten, war erst recht dazu angetan, sich mit einem lieben Menschen zu verabreden, um anschließend einen Bummel durch die Anlagen des Zoos zu machen.

Das ist nun alles vorbei, doch auch Herr Liedtke gibt die Hoffnung nicht auf, einmal wieder seinen Königsberger Marzipan in Königsberg herstellen zu können. Vorerst ist Herr Liedtke froh, nach Jahren berufsfremder Tätigkeit in der Landwirtschaft des Marburger Raumes hier wieder dem erlernten Beruf nachgehen zu können. Denn für das Ehepaar Liedtke ist die Vorweihnachtszeit die schönste, da sie dann wieder ihren prächtig mundenden Königsberger Marzipan herstellen können. Der Mangel an gelernten Fachkräften und die Größe des Betriebes lassen es nicht zu, die Marzipanherstellung von Grund auf selbst vorzunehmen. Das hat sogar seinen Vorteil. Man hat mich oft gefragt, erzählt Herr Liedtke, warum ich meinen Marzipan billiger als andere Firmen liefern kann. Das ist keine Hexerei, sondern Herr Liedtke kann sich den Umstand zunutze machen, daß er importierte Marzipanmasse im Hamburger Hafen kaufen kann. Die verschiedenen Massen und Zutaten werden heute en gros und daher billig eingekauft. Sie werden so gemischt, wie es die bewährten Rezepte und die Geschmackstradition verlangen. Während wir uns unterhalten, kündigt eine Kartonagenfabrik die Lieferung der Weihnachtsgeschenkkartons an. Die Nachfrage nach Marzipan setzt schon sehr rege ein. Und wie früher gehen auch in diesem Jahr die Blechpackungen nach Übersee, nach Kanada, Kalifornien und Südamerika.

Auch über die Herkunft des Marzipans weiß Herr Liedtke eine Anekdote. Als einst im mittelalterlichen Rom eine Hungersnot herrschte und kein Mehl zum Brotbacken da war, besannen sich die Bäcker auf ihre Vorräte an Mandeln und Zucker. So stellten sie statt des richtigen Brotes Brot aus Mandeln und Zucker her. Nach dem Schutzpatron der römischen Bäcker Marcus nannten sie das neue Mandel-Zuckerbrot Marci panis, Brot des Marcus. Dieses neue Genußmittel wurde in Italien und der italienischen Schweiz beliebt. Die Bäcker aber zogen durch Europa, um es weiter zu verbreiten. So kam es, daß die Kunst des Marzipanmachens nicht in der ursprünglichen Heimat blieb, sondern mit auf die Wanderschaft genommen wurde. Doch das deutsche Publikum verhielt sich zuerst ablehnend. Erst in Berlin glaubte Sarotti eine Möglichkeit gefunden zu haben. Die anderen, die Plouda und Zappa wanderten bis nach Königsberg hinauf. Und hier fanden sie das Publikum, das sie brauchten und das sofort sich für dieses neue Zuckergebäck begeisterte. So sehr, daß ein ostpreußisches Weihnachten ohne Marzipan undenkbar ist. **hschl.**

Unsere monatliche Betriebsreportage

Nachdem aus technischen Gründen unsere monatliche Betriebsreportage in der Oktober-Nummer ausfallen mußte, holen wir das Versäumte in der November-Nummer dadurch nach, daß wir zwei Berichte über ostpreußische Betriebe bringen, die dank der Initiative ostpreußischer Unternehmer im Westen neu gegründet werden konnten. Sie sind Künder von der Güte und der Solidität ostpreußischen Unternehmertums. In den vorangegangenen Reportagen konnten wir erzählen von dem masurischen Bauernjungen, der, ganz auf sich allein gestellt, die Lehre im Gärtnerberuf absolvierte, die Gehilfenprüfung mit „Gut" bestand und sich einen Fuhr- und Schädlingsbekämpfungsbetrieb schuf, der die Grundlage für den Erwerb einer Gärtnerei bildete. Und weiter berichteten wir vom Come back der Chemischen Fabrik Gustav D r e n g w i t z, Insterburg, jetzt in Opladen. Auch hier waren die bekannten ostpreußischen Unternehmereigenschaften: Zähigkeit und Lebenswille, ausschlaggebend für das Gelingen der Neugründung.

Jeder ostpreußische Betrieb, gleichgültig ob industrieller, einzelhändlerischer, handwerklicher oder landwirtschaftlicher Art, wird in diesem redaktionellen Teil der „Ostpreußen-Warte" geschildert werden, sofern er der Schriftleitung bekannt wird. Wir dürfen also unsere Leser bitten, ihnen bekannte Betriebe uns namhaft zu machen, damit wir sie besuchen können. Uns geht es dabei um eine echte Dokumentation ostpreußischer Charaktereigenschaften: Zähigkeit, Beharrlichkeit, Lebensbejahung, Wille zur Selbstbehauptung, dabei Seriosität und anständige Gesinnung und Haltung. Und vor allem geht es uns darum, zu zeigen, daß da, wo einmal tatsächlich staatliche Finanzhilfe zur Gründung eines ostpreußischen Vertriebenenbetriebes beigetragen hat, das Geld gut und nützlich angelegt worden ist. Unsere Betriebsreportagen wollen eine Seite im Ehrenbuch ostpreußischen Unternehmertums schreiben.

Nachrichten aus der Heimat

„Freiwillige Deportationen" aus Memel

In den letzten Wochen sind wieder Jugendliche aus Memel im Alter von 18 bis 25 Jahren „freiwillig" in die Sowjetunion gefahren, um bei der Einrichtung von Staatsgütern im Gebiet von Nowosibirsk behilflich zu sein. Aus Innerrußland trafen Züge mit russischen Neusiedlern ein, um die abgehenden Arbeitskräfte — so heißt es offiziell — zu ersetzen. Als die „Memeler Zeitung" kürzlich ankündigte, viele Jugendliche gingen „freiwillig" in die Sowjetunion, um dort Erfahrungen zu sammeln, brach in der Gegend eine Panik aus und viele junge Leute verschwanden mit unbekanntem Ziel. Die sowjetische Absicht, dieses Gebiet von Litauern zu säubern und durch Ansiedlung russischer Menschen zu sowjetisieren, wird offenbar. Die Stadt Memel hat heute keine deutschen Bewohner mehr.

100 Deutsche in Johannisburg

In Johannisburg, im polnisch verwalteten Teil Süd-Ostpreußens, gibt es jetzt nur noch 1845 Einwohner, während die Kreisstadt früher 6150 Einwohner zählte. Noch nicht einmal 100 der Bewohner sind deutscher Abstammung. Im Augenblick ist eine polnische Andenkenindustrie im Entstehen. Außerdem werden neue Kuranlagen geschaffen, um den Fremdenverkehr zu heben. Dieses Jahr bemühte sich die Stadtverwaltung bereits, polnische Urlauber nach Johannisburg zu ziehen.

*

Von den 15 000 K r i e g s - und Z i v i l - b l i n d e n in Polen leben 1200 in dem früheren Regierungsbezirk Allenstein. Diese 1200 sollen nun, soweit sie dem Alter nach dazu geeignet sind, i n d i r e k t z u r L a n d e s v e r - t e i d i g u n g h e r a n g e z o g e n werden. Eine Gruppe hat die Aufgabe, in der Weidenindustrie längliche Korbwaren herzustellen, die zum Transport von Granaten geeignet sind. Die andere Gruppe — besonders Männer — wird zu Masseuren ausgebildet, die in der Sportabteilungen der Armee Verwendung finden sollen. Unter den Blinden in Süd-Ostpreußen befinden sich noch mehr als 100 Deutsche. Sie unterliegen den gleichen Bestimmungen.

MEMEL. In das Krassnojarsker Gebiet verschleppte Memeldeutsche sollen jetzt nach zuverlässigen Meldungen gezwungen werden, die litauische Staatsbürgerschaft anzunehmen.

ALLENSTEIN. Wie „Nowa Kultura" bestätigt, weigerte sich ein junger Pole aus dem Bezirk Rzeszofest mit folgenden Worten, in den polnisch verwalteten deutschen Osten umgesiedelt zu werden: „Wo mein Vater gestorben ist, da will auch ich sterben. Die Heimat ist eine heilige Sache."

*

In **Allenstein**, der Landeshauptstadt von Südostpreußen, sind die ersten Z i g e u n e r f a m i - l i e n eingetroffen, die dort von den polnischen Behörden in größeren Gruppen angesiedelt werden sollen. Dies berichtet Radio Warschau. Die Zigeuner werden als Kesselschmiede in den Arbeitsgenossenschaften tätig sein.

*

Eine **Jugendfreizeit** der Kreisgemeinschaft G u m b i n n e n in der Patenstadt Bielefeld (Jugendherberge Sieker) findet am 12. und 13. November statt.

Kirchliche Nachrichten

800 000 Deutsche jenseits der Oder-Neiße. Wie der Leiter des Kirchendienstes Ost, Dr. Kruska, mitteilte, befinden sich jenseits der Oder-Neiße im polnisch besetzten Gebiet noch etwa 800 000 Deutsche. Nach den Informationen des Kirchendienstes Ost schlüsselt sich die Zahl wie folgt auf: Rund 500 000 Katholiken leben in Oberschlesien. 300 000 Protestanten leben in den gesamten deutschen Ostgebieten, davon über 1 0 0 0 0 0 i n O s t p r e u ß e n, 60 000 in Niederschlesien, 50 000 in Hinterpommern und der Rest in Danzig, Westpreußen und Mittelpolen. Die Deutschen hätten fast keine Gelegenheit, am kulturellen Leben teilzunehmen.

Generalvikar Dr. Marquardt heimgekehrt. Unter den aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft Entlassenen befindet sich auch der frühere Generalvikar des Ermlandes, Dr. Marquardt.

Sammlungsaktion des ostpreußischen Bäckerhandwerks!

Alle ostpreußischen Bäckermeister, soweit sie noch nicht für unsere Kartei aufgenommen sind, auch die, welche ihre Anschrift geändert haben, vor allem aber

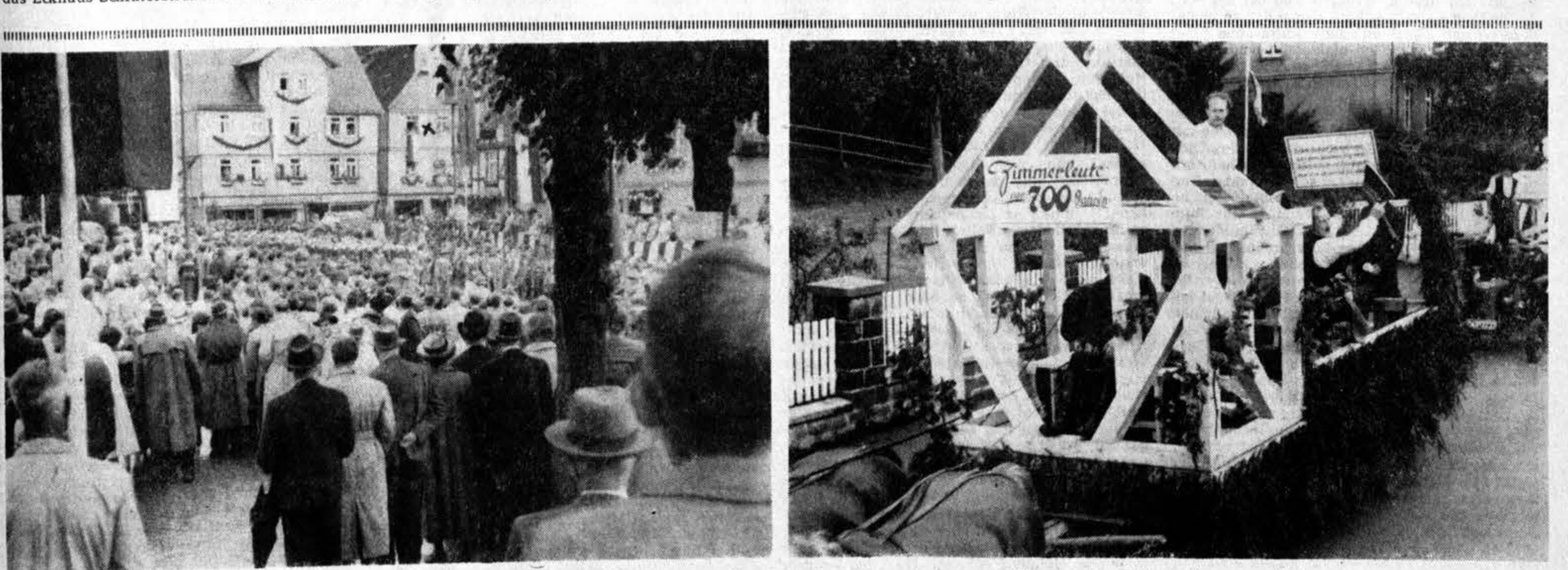
alle Spätheimkehrer

bitten wir um sofortige Angabe der heutigen Anschrift sowie ihrer Heimatinnung und der vollständigen Personalien für das nächste Rundschreiben.

Mit landsmannschaftlichem Gruß!

Arthur Tobias, Lübeck-Travemünde, am Heck 2





Tausende umsäumten die Straßen in Biedenkopf während des Festzuges anläßlich der 700-Jahrfeier Königsbergs

Zwiesprache in der Nacht / Von Gerhard Kamin

(Aus einem werdenden Buch)

... Am Nachmittag unsere Fahrt die Nehrung hinauf. Alle paar Kilometer wechselndes Elchwild vor uns. Die Tiere laufen nicht weit, preschen sich ein paar Meter von der Straße ins Gebüsch, sehen verstört auf die Fahrzeuge zurück. Auch dort ist es laut geworden, die Straße an vielen Stellen aufgerissen, von Panzern zerrieben.

Wir waren auf einer Wanderdüne. Der Sturm kam von Land her, der Sand trieb uns ins Gesicht. Unter uns der weite Bogen des Haffs, ein großes schwarzes Laken, das vom Sturm aufgewühlte Schaumlinien an vielen Stellen zerrissen. Nichts von der Schönheit vertrauter Bilder, von der befreienden Weite und Unberührtheit des Blickes. Wie die Menschen und die Zeit scheint selbst die Landschaft von Dämonen gequält, ungebärdig in ihren Zeichen, ratlos in ihren verstörten Umrißlinien. Und die Urtiere jagen über sie hin und finden nirgends Frieden.

Hinter einem Durchblick zum Meer, einer Dünenschneise zwischen den Anpflanzungen von Krüppelkiefern, sah ich ein Kriegsschiff seine Bahn nach Norden nehmen. Es feuerte alle fünf Minuten, seine Salven gingen über unsere Köpfe hinweg landwärts zu den russischen Stellungen. Etwas, das wir nun alle Tage erleben, an Stätten, wo wir früher gebadet, gespielt, geträumt haben ...

Die Einheit ist uns nachgekommen. Wir liegen an der Nordspitze der Nehrung einer Heimatstadt gegenüber. Alle Tage kommen ein paar Flüchtlinge mit letzten Habseligkeiten herüber.

Tagüber bin ich in den Dünen, wo wir oft als Verlobte waren. Die Vertreibung aus dem Paradies, Antje, Stück für Stück ... Der Engel mit dem Schwert, sein Flammenwort, alles ohne Gnade. Manchmal nehme ich ein paar Gräser in die Hand, die langen, festen, aus denen Du damals den Korb geflochten hast. An den kleinen Moseskorb muß ich denken, und daß man irgendwo hier ein Heiligtum zurücklassen sollte, ein Lebendiges, daß wie jener Mosesknabe aufstehen und später, wenn niemand von uns hier mehr sein wird, das Wort der Verwandlung sprechen würde. Ich gehe noch einmal alle Wege und Pfade entlang, die wir gegangen sind, erinnere mich der Worte, die wir gesprochen. Ich sehe die Menschen, denen wir begegneten, die Wolken, die über uns hinwegzogen. Alles könnte wie damals sein, wenn das Donnern der Motoren nicht alle Täuschung zerstörte.

In den Nächten sitze ich dem russischen Beobachtungsposten gegenüber, zwischen uns die Fläche des Haffs. Dort, wo er am Ufer wie ich in einem Fischerhaus sich verbirgt, sind wir damals über die Uferwiesen gewandert. In einer Anwandlung zwischen Wachen und Schlaf unterhalte ich mich mit ihm. Er hört mir zu (denke ich), wir sehen uns von Fenster zu Fenster an, Menschen verschiedener Ufer, von denen jeder weiß, wieviel uns trennt.

„Wo du sitzt", sage ich ihm und spreche leise über das dunkle Wasser hin, „saß ich vor Jahren. Du warst mir unbekannt, warst mir weniger als ein Fremder, irgendeine Vorstellung von etwas Wartendem, Lauerndem, nicht einmal das vielleicht."

Jetzt sehe ich seine Augen, sein Gesicht. Er hat es in die Hände gestützt, stiert mich an, scheint nicht zu begreifen. Das Fensterglas läßt seine Züge verschwimmen, entstellt, verzerrt sie, macht sie häßlich, böse.

„Wir saßen wie du dort", spreche ich wieder. „Es war eine Nacht wie diese. Meine Verlobte und ich. Auf einer Bank im Garten, vor deinem Haus, im Mondlicht. Du warst nicht dabei, du warst gar nicht vorhanden, es gab dich überhaupt nicht. Mondlicht lag über dem Wasser. Wir sprachen leise miteinander. Wir träumten. Dazu war damals noch Zeit. Im Garten fiel das reife Obst ins Gras, mit dumpfem Laut. Wir hörten ihm zu. Hielten unsere Hände. Fest. So fest wie das Ufer die Wasser, der Himmel den Mond."

Der Mann drüben schiebt sein Gesicht nach vorn, drückt es gegen die Fenster, sieht mich an wie ein Gespenst.

„Wo du heute sitzt", fange ich wieder an, „wo du ..." So viel ist zu sagen, aber der Blick des Mannes drüben bleibt starr und kalt, der Blick eines gefrorenen Engels, und in die Hände gepreßt hält er nicht sein Gesicht allein, sondern das Schwert, die Geißel, die Peitsche. Meine Worte zersplittern davor wie Glas.

An den Ufern flammt es auf. In heulendem Ton kommt es übers Wasser, greift in die Erde, den Sand, die Häuser. Zerreißt die Stille.

Mein Fenster klirrt. Ich sehe hinüber. Das Gesicht ist verschwunden. Über die Wasser jagt es her, Stoß auf Stoß. Rings um mich in der Nähe flammende Lohe.

Eine Stunde später, als es still geworden ist, gehe ich die Nehrungsstraße hinauf. Die Nacht ist so schwarz, daß ich erst nach einer Weile den Weg erkenne. Vor mir auf halber Höhe die Kiefern, in ihren Wipfeln das jahrtausendealte Rauschen. Im Horst der Fischreiher tödliche Stille.

Dann plötzlich ein klagender Laut. Langhingezogen, kläglich jammernd. Wie der eines sterbenden Vogels.

Dann wieder Stille. Noch einmal denke ich an das Moseskörbchen, die Nacht über träume ich davon.

Ein paar Häuser sind ausgebrannt, sehen wir am Morgen, ein paar Tarnwände zerschossen.

Ein Hund liegt auf der Straße, den Leib an einer Stelle wie von einem Stein eingedrückt. Ich schleppe ihn ins Gebüsch.

GUTE BÜCHER FÜR DIE JUGEND

Neuerscheinungen des Bertelsmann-Verlages

Ursula Lange — „Dies ist Corinna", 93 S., 2,20 DM. Von einem Nesthäkchen plaudert diese reizend geschriebene Erzählung, für das das Leben noch ein Märchen ist, in dem die Tierkameraden Namen haben und sprechen können wie die Menschen, das mit Katze, Maus und Maulwurf auf Du und Du steht und das dafür sorgt, das keinem Tierlein ein Leid geschieht. Den Kleinen, die noch nicht lesen können, sollte daraus vorgelesen werden, die aber, die schon selber lesen, sollten das Büchlein vom Weihnachtsmann erhalten. Die hübschen Zeichnungen werden das helle Entzücken auch der Erwachsenen hervorrufen.

Annegret Rausch-Hüger „Die Glückspilze", S. 239, 6,80 DM. Dies Buch ist schon für Mädels bis zu 15 Jahren. Sein Erscheinen können wir als Heimatzeitung ganz besonders begrüßen, weil hier eine Schriftstellerin den Mut gefunden hat, in den Alltag des Lagerlebens von Sowjetzonenflüchtlingen hineinzuleuchten. Der Lebensoptimismus der Autorin mit ihrem unbedingten „Ja" zum Leben läßt auch die scheinbar trostloseste Situation noch mit etwas Sonnenschein vergoldet sein. Sicher wird es im wahren Leben nicht so glatt gehen, wie bei der Familie Pilz, die man einfach die „Glückspilze" nennt. Aber wenn Glückhaben das Resultat von Fleiß und Tüchtigkeit ist, vom Festhalten an einem Ziel, dann hat hier die Autorin doch eine „wahre Geschichte" geschrieben. Sie räumt auch mit bürgerlichen Vorurteilen auf gegenüber Berufen, die man sonst als etwas abwegig bezeichnet hatte und zeigt, daß es nur darauf ankommt, ein anständiger Kerl zu sein und das Herz auf dem rechten Fleck zu haben. Dabei ist dies Buch gar nicht lehrhaft, sondern die Menschen, die Erwachsenen und die Kinder sind lebensvolle Gestalten, die man einfach liebhaben muß. Und ihr Tagewerk ist spannend und keine Minute langweilig.

James Fisher und F. H. K. Henrion „Wunderbare Schöpfung". Die Entwicklungsgeschichte unserer Erde, Pflanzen, Tierwelt und des Menschen mit über 200 farbigen Abbildungen. Atlas-Großformat, 68 S., 9,80 DM. Die Idee des Bilderatlas ist zwar nicht neu, wie sie aber hier verwirklicht worden ist, erscheint erst- und einmalig. In drei Teile aufgegliedert, werden durch vielfarbige Bilder, grafische Darstellungen und vor allem durch die erstmals im Buchdruck angewandten Schattenreliefkarten die Entwicklungsgeschichte des Weltalls, der Erde und des Menschen aufgezeigt. Wir sehen die Ungeheuer der Vorzeit, wie uns das Wirken der elementaren Naturgewalten verständlich gemacht wird. Das Leben in der Ebene, im Gebirge, in heißen und in kalten Zonen ist ein anderes Thema. Kurz, es ist kaum ein Lebens- und Erkenntnisbereich ausgelassen. Dies Buch ist nicht nur für die Jugend interessant und lehrreich, auch die Erwachsenen werden gern dazu greifen, um sich an den prächtigen Bildern zu erfreuen und durch die kurzen textlichen Hinweise das Allgemeinwissen zu bereichern.

„Uberall dabei", Das große Jungenjahrbuch des C. Bertelsmann-Verlages. 400 S. mit über 400 Abbildungen, z. T. Farbfotos. 12,80 DM. Mit diesem zum ersten Male erschienenen Jungenjahrbuch wird sich der C. Bertelsmann-Verlag wieder viele neue Freunde unter der Jugend erwerben. Nicht nur, weil es ein großes Preisausschreiben bringt, dessen erster und zweiter Preis ein Freiflug und freier Aufenthalt in den USA sind, sondern weil es mit sehr viel Liebe und Verständnis für das, was Jugendliche lesen und sehen wollen, gestaltet und ausgestaltet ist. Nicht nur die Jungen, sondern auch Mädel und Erwachsene werden von ihm begeistert sein. Als Heimatvertriebenenzeitung haben wir eine kleine Bitte: Vielleicht kann im nächsten Band auch etwas über die Schönheiten, die Menschen und ihr Schaffen unserer ostdeutschen Heimat stehen. Das haben wir in dem sonst so ausgezeichneten Buch vermißt.

Der zukünftige Pilot der Lufthansa wie der Rennfahrer, der Amateurfunker wie der Briefmarkensammler werden in ihre Welt eingeführt. Das ganze bunte vielfältige Leben, ob daheim bei uns oder in der weiten, weiten Welt, auf dem Meer, in den Lüften, im Urwald wie in der Wüste ist in einem farbenreichen Kaleidoskop festgehalten, in das man in atemloser Spannung hineinschaut. Was ein Jungenherz erträumt und zu erleben wünscht, hier ist es textlich und bildlich verwirklicht. Wenn man dies Buch durchgelesen hat, dann hat man eine Weltreise hinter sich, die einem keinen Pfennig gekostet hat und auf der man mehr gesehen und erlebt hat, als vielleicht sogar bei einer wirklichen, bei der man nicht auf alles Beachtenswerte hingestoßen wird.

Wie wir erfahren, soll im nächsten Jahr auch ein Mädchenjahrbuch erscheinen. Man kann sich jetzt schon darauf freuen, wie man sicher auch das Jungenjahrbuch für das nächste Jahr mit viel Spannung und Freude erwarten wird.

Poul Nörgaard, „Lons Sommerferien", 79 S. und **„Lones Weihnachten"**, 95 S. Jeder Band mit Lackpappenband, 2,20 DM. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh.

Poul Nörgaard, der dänische Pfarrerssohn, der aus Liebe zur Natur und jeglicher Kreatur Bauer wird, schildert in diesen beiden Bändchen die gemeinsamen Ferienerlebnisse zweier Mädels, eines Stadt- und eines Landmädels, wobei zum letzteren Nörgaards eigene Tochter das Modell abgegeben hat. Das macht diese beiden Bändchen so wertvoll, daß sie dem Leben entnommen sind. In schlichter, ungekünstelter Sprache, die so sehr die Welt des Natürlichen und Ungekünstelten widerspiegelt, in die die beiden Mädels hineinwachsen, weiß Nörgaard eine spannende Handlung durch allerlei „aufregende" Erlebnisse, wie sie nun einmal Mädels von zwölf Jahren haben oder haben können, ablaufen zu lassen. Es ist hübsch, wie der Autor die beiden Mädels stets das Rechte tun und finden läßt und alles zum Guten wendet, wenn kindliche Unüberlegtheit mal zum unbedachtsamen Handeln verleitet.

Es ist gewiß, daß diese beiden nett illustrierten Bändchen, die noch Fortsetzungen erhalten sollen, sich bald die Herzen unserer jugendlichen Leserinnen erobert haben werden.



(28)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Was sind manche Menschen doch abergleibisch! Einer soll das gar nich fier meeglich halten. Am dollsten is mitte Emma. Ich erzähld Ihnen ja schon mal von die Zigeiners. Seitdem die alte Zigahnsche das letzte Mal bei uns war, hat de Emma sich gesichert, indem daß se immer dem rechten Zipfel von ihre Schirz anne linke Hift innes Schirzenband einklemmt und umgekehrt. Fier all Fälle schmeißt se denn auch noch dem Besen aufe Schwell, wenn e Zigahnsche sich sehen läßt. „Denn kommt se nich rein," sagt se, „aber wenn se trotzdem kommt, denn muß einer ihr was geben, sonst macht se einem Schaden mit ihrem beesen Blick." So hat se das von ihre Oma aus die Plimballer Gegend gelernt. Se hat noch viel mehr gelernt und nu hat se dem ganzen Tag nuscht andres zu tun, wie auf die abergleibische Sperenzchens aufzupassen. Wenn es ihr inne Hand juckt, kriegt se Geld oder fällt im Modder rein. Wenn ihr de rechte Back brennt, wird se gelobt, aufe linke wird se getadelt. Kriegt se Blasen aufe Zung, denn wird irgendwo ieber ihr geklatscht. Weiße Flecken aufe Fingernägel bedeiten Glick. Wenn se e einzelnen Strohhalm inne Stub findt, denn kommt Besuch, und wenn ihr e Halmche annem Rock bammelt, denn is e Liebhaber zu erwarten. Nu hab ich ihr all drei Wochen durch jedem Tag einem Strohhalm inne Stub geschleppt und annem Rock befestigt. Aber denken Se, es kam einer? Nuscht zu machen, es kam keiner zu Besuch, und vonnem Liebhaber is schon ieberhaupt nuscht zu sehen. Der einzige, wo kam, war vonnem Flichtlingsverein, und der wolld dem Beitrag kassieren. Und denn kam noch einer wegnes Lichtgeld. Ob se emmend mit dem was vorhat? So geht das nu mit dem Aberglauben in eine Tuhr, aber ganz verrickt wird es, wenn se morgens beis Aufstehen, wo se noch nuscht nich im Magen hat, hapschie machen muß. Denn fragt se gleich, was fier e Tag es is, und brisselt dem Vers runter: Montag beschenkt, Dienstag gekränkt, Mittwoch erfreit oder geliebt, Donnerstag bereut oder betriebt, Freitag geehrt, Sonnabend geht alles verkehrt. Sonntag kommt Besuch. Und denn bibber ich all immer, daß es bloß nich Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend is, sonst verdirbt se einem dem ganzen Tag und lauert wie e Kiekel opp Schnodder, daß se gekränkt oder betriebt wird oder daß alles verkehrt geht. Nei, nei, einer hat schon seine Plage mit die Frauens, denn aus solche Kleinigkeiten kann e großer Ärger werden. Es war auch man e ganz nutschrige Kleinigkeit, wo dem Strüwer innes Nachbardorf vorgte Woch zweihundert Mark kosten tat. Er heerd Rundfunk, und aufem Hof belld e Hundche rein wie verickt. Und weil ihm das steeren tat, grappschd er sich e großes Messer, wo aufem Tisch lag, und schmiß es durchem Fenster im obersten Stockwerk aufem Hof. Er traf aber nich dem Hunde, sondern einem harmlosen Bindfaden, wo gar nich bellen konnd. Der war zwischen zwei Pfähle ausgespannt und mit frisch gewaschne Wäsche behängt. Und de Frau Zimmetat, wo bei ihm wohnt, wolld gerad dem zweiten Bindfaden behängen. Aber dazu kam se nich mehr, indem daß der erste Bindfaden vonnes Messer zerschnitten wurd und nu die ganze scheene, saubere Wäsch innem Dreck fiel. Und es hädd geradzig frisch geregent, und nu konnd se sich mit die Wäsch noch emal abmaracheln. Deshalb rief se hoch: „Sie sind wohl verrickt?" Aber se tat es wirklich nich behaupten, sondern bloß fragen. Und fragen is doch erlaubt. Vor Schreck belld aber das Hundche — Fiffi heißt es — nu foorts noch emal so doll. Da packd dem Strüwer der Zorn, daß er rundersockd und ihm aufem Hof de Hand ausrutschd, wobei se nich dem Fiffi traf, sondern de linke Back vonne Frau Zimmetat, und dabei flog ihr e Zahn außem Mund im Millkasten. Nu hat se natierlich aufgemutzt und ihm ganz geheerig besackt. Gott sei Dank wußd er nich, daß e Scharupp e altes Pferd is, weil er keine fremde Sprachen kennt, sonst hädd er ihr vleicht noch wegen Beleidigung belangt. Nu mißd er dem Zahn und die Prozeßkosten bezahlen, und das waren zusammen zweihundert Gulden. Ganz scheen aufem nichternen Magen, nich? Es war nämlich freih morgens, und der Strüwer wolld eigentlich bloß dem Wetterbericht heeren. Und nu hädd es mit eins eingeschlagen! Mir is zu Haus in Ostpreißen vor viele Jahre auch emal was Dolles passiert, und de Ursach war auch bloß e Kleinigkeit, nämlich ein einziges Schnapsche, wo ich zuviel getrunken hädd. Dem letzten hädd ich sollt stehen lassen, aber bei uns gab es ja keinem letzten nich, sondern immer bloß e vorletztem. Wie solld einer da nu wissen, wenn genug war? Es war landwirtschaftliche Sitzung gewesen, und wir huckden nu aller gemietlich im Krug beim Rinnau inne Kutscherstub und wuschen uns dem Hals von inwändig mit Kornus. Aller braaschden durchenander, und am dollsten braaschd der Rinnau selbst. Wissen Se, wenn der einem genommen hädd, denn war er e bißche fleetzig und ließ keinem nich sein Recht. Inne Herrenstub huckden der Gemeindeverstand Krakuhn, der erste Herr Lehrer Butkat und der Schendarm Kuhnke. Die huckden oft zusammen, und wenn denn einer fragd: „Wer is da drin?", denn wurden die Namens halbiert, weil es sonst zu viel zu sprechen war und sich einer unnitz de Zung abstrapazierd. So hieß es denn einfach „De Krabutkes", und jeder wußd, wer gemeint war. So huckden se dem Abend auch zusammen. Der Krakuhn hädd nämlich einem Haske geschossen, de Rinnau'sche hädd ihm denn mißd braten, und nu wollden se ihm gemeinsam verdricken. Aufem Tisch war e scheene, weiße Deck aufgespreit, der tote Has lag kleingemacht aufe Bratenschissel, e großer Napf mit fette Soße stand daneben und e Schiew mit geschmortem rotem Kumst, und de Krabutkes hauden rein, als wenn se drei Tag nuscht gesehen hädden. Mit eins kam de Rinnau'sche, das war so e kleine, dicke Matzebill, so e richtge Putzkedudel, bei uns ran und sagd, die Herrens winschen, daß ich ihnen e paar gefefferte Wippchens erzählen soll. Das konnd ich auch all damals. Aber ich wolld nich und ließ mir entschuldigen, weil indem daß meine Zung all auf Schlorren ging und ich Angst hädd, daß ich e bißche was zuviel sagd und ihnen dabei emmend wo aufem Schlips trampeln konnd. Aber se bestanden drauf, schickden mir e dreistöckigem Schnaps und ließen mir sagen, se nehmen nuscht iebel. Und da muß nu irgendwie der Deiwel in mich reingefahren sein, wo in dem letzten oder vorletzten Schnaps gesteckt hädd. Jedenfalls kippt ich dem „Dreistöckigen" auch noch runter nach die Milledie: „Suup on denk ön dienem Sönn, wat noch bute ös, mott rön!" und begab mir stanteped inne Herrenstub, wo se mir aufforderden, mir hinzuhucken. Aber dazu kam es gar nich mehr, indem daß ich vonne Tier mit drei Schritte bei die Krabutkes war, de Eck vonnes Tischtuch zu fassen kriegd und mit e ordentlichem Rucks dem ganzen Brassel runterriß. De Stickers vonnem Hasenbraten flogen durche ganze Stub rum, und ein Rippenstick dem Schendarm innes Gesicht, de Soße plaukschd gegen Krabutkes Westen und aufe Kniee, und der rote Kumst verteild sich ieberall, wo noch Platz war. Das war alles in Zeit von null Komma nuscht. Nu waren aller platt, sogar dem fleetzigen Rinnau verschlug de Red, daß er das Maul offen behield wie e Fisch aufes Trockne. Emmend dachden se, ich war bloß gestrumpelt und hädd mir wolld halten und dabei das Tischtuch zu fassen gekriegt. Aber die Herrens waren ganz schwer im Irrtum, das hädd ich absichtlich gemacht, wahrscheinlich, weil mir der Deiwel außem vorletzten Schnaps im Genick huckd, wie schon gesagt. Deshalb nahm ich stramme Haltung an, das heiß, ich stelld mir forsch in Posetuhr mit Brust raus und Kinn anne Bind und sagd: „Na, nehmen Se nu iebel?" Da waren se wieder platt und denn fingen se an zu lachen, daß se rote Gesichter kriegden und daß ich dachd, se missen ersticken. Auch der Rinnau fand endlich de Sprache wieder, wo ich all Angst gehabt hädd, daß er das Maul nich mehr zukriegt. Zuletzt hat sich denn wieder alles in Wohlgefallen aufgeleest, indem daß der Gemeindeverstand de Pollezeistund verlängern tat und nu nich mehr gegessen, sondern bloß noch getrunken wurd, weil davon keine Flecken giebt wie von Hasenbratensoße und rotem Kumst. Aber das „Iebelnehmen" sprach sich rum, und später hieß es jedesmal, wenn Hasenessen war: „Giebt es auch wieder garnierte Krabutkes?" Wie ich das eben de Emma vorlas, da meind se, das war bestimmt e Sonnabend, und ich hädd es morgens nichtern beniest. Aber darauf kann ich mir wirklich nich mehr besinnen, weil es all zu lang her is. Und nu, meine liebe Landsleite, missen wir aus die scheene Heimaterinnerung wieder zurick in die rauhe Gegenwart, und dabei fällt mir wieder unser Kuigel ein. Was soll nu bloß aus dem werden? Schreiben Se mir doch und machen Se mir e vernimftgem Vorschlag. Se wissen ja: Es winkt e Belohnung fier dem, wo mir dem besten Rat giebt. Es muß aber e lustger Rat sein, nich womeeglich e trauriger. Schreiben Se anne Redaktzjohn, die giebt mir Ihre Briefchens weiter. Damit grieße ich Sie aller herzlich und winsch Ihnen billige Kartoffel zum Einkellern.

Ihr
Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51 unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Gesucht werden aus:

Allenstein: Jägerstraße 11a: **Walker, Günter Karl,** geb. 9. 1. 1938 in Allenstein, und **Walker, Werner August,** geb. 5. 5. 1939 in Allenstein, von ihrem Großvater **Scheschinski, Karl.**

Altenwacht-Werkirchen, Kr. Goldap: **Schmitz, Brigitte,** geb. 4. 12. 1940 in Altenwacht, von **Wietzke, Helmut,** geb. 24. 1. 1910.

Bartenstein, Pulverstr. 3: **Papajewski, Elfriede,** geb. 29. 11. 1934 in Bartenstein, u. **Papajewski, Heinz-Klaus,** geb. 21. 9. 1937 in Bartenstein, von ihrem Vater **Papajewski, Emil,** geb. 22. 9. 1905.

Ernsttal, Kr. Angerapp: **Hoffmann, Hans-Joachim,** geb. 11. 10. 1937 in Ernsttal, und **Hoffmann, Marieta,** geb. 25. 10. 1943 in Recklinghausen (Westfalen), von ihrer Großmutter **Großmann, Helene,** geborene Gellesch, geb. 19. 12. 1896. Hans-Joachim ist im August 1947 nach Litauen gegangen. Er wurde von Bekannten in Wilkowischken bei einem Bauern gesehen. Marieta kam 1944 in das Kinderheim in Escherningken, Kr. Angerapp.

Groß-Engelau, Kr. Wehlau: **Zeich, Manfred,** geb. 2. 8. 1940 in Groß-Engelau, von **Böhnke, Hermann,** geb. 9. 3. 1908.

Groß-Mechellau, Kr. Mohrungen: **Lutkus, Reinhold,** geb. etwa 1942, von seinen Geschwistern **Lutkus, Waltraud,** und **Günter.**

Gumbinnen, Straße der SA 20: **Schäfer, Margitta,** geb. 22. 12. 1941 in Insterburg, von **Walter, Anna,** geborene Schäfer, geb. 14. 1. 1905.

Hasselberg, Kr. Heiligenbeil: **Will, Hartwin,** geb. etwa 1942 in Hasselberg, von **Schmidt, Gertrud,** geb 15. 3. 1909. Die Schwester **Will, Ursula,** geb. 1943, wird auch noch gesucht.

Heilsberg: die Geschwister **Neumann, Dorothea,** geb. 1941, **Gert,** geb. 1942 und **Jürgen,** geb. etwa 1944, von **Köster, Henny.** Die Kinder befanden sich mit ihrer Mutter Margarete Neumann, geb. etwa 1917, am 20. 1. 1949 in Cosa bei Friedland in Meckenburg. Von dort sollen sie nach Halle an der Saale verzogen sein.

Johannisburg: Frank,. Arwed, geb. 1940 in Johannisburg, und **Frank, Hilmar,** geb. 1942 in Johannisburg, von **Kiehl, Otty,** gebor. Kniesch, geb. 30. 12. 1913.

Königsberg, Blücherstr. 23: **Kirsch, Hans-Georg,** geb. 14. 2. 1943 in Königsberg, von seinem Onkel **Kirsch, Erich, geb. 5. 5. 1903.**

Königsberg, Brißmannstr. 8: die Kinder **Hafke, Edith,** und **Horst,** geb. in Königsberg von **Berner, Artur,** geb. 22. 12. 1897.

Königsberg, Drummstraße 33/34: **Konkulowsky, Norbert,** geb. 1940 in Glogau, von seiner Tante **Kuhnke, Gertrud,** geb. 17. 9. 1907.

Königsberg, Hintertragheim 7: **Kuck, Wolfgang,** geb. 29. 1. 1940 in Königsberg, von seinem Großvater **Kuck, Johann.**

Königsberg, Hippelstraße 16: **Rau, Bodo,** geb. 14. 1. 1943 in Königsberg, und **Rau, Wolfgang,** geb. 2. 5. 1944 in Bartenstein, von ihrer Großmutter **Rau, Hedwig,** geborene Bartel, geb. 22. 1. 1882.

Königsberg, Hippelstraße 9, **Schalmann, Wolfgang,** geb. 16. 2. 1944 in Königsberg, von seinem Vater **Schalmann, Fritz.**

Königsberg, Hökerstraße 5: **Zube, Hans-Jürgen,** geb. 12. 11. 1942 in Königsberg, von seiner Großmutter **Zube, Charlotte,** geborene Darge, geb. 23. 5. 1897.

Königsberg, Holsteiner Damm 51: **Deschenies, Hannelore,** geb. 16. 8. 1942 in Königsberg, von ihrem Onkel **Menzel, August.**

Königsberg-Liep: Iglauer Weg 32: die Geschw. **Reske, Ingrid Charlotte,** geb. 15. 6. 1935 in Königsberg, **Werner,** geb. 17. 8. 1938 in Königsberg, und **Armin,** geb. 23. 9. 1939 in Königsberg, von ihrem Vater **Reske, Fritz,** geb. 25. 1. 1907.

Lickheim, Kr. Bartenstein: **Dembovski, Georg,** geb. 1. 5. 1937 in Lickheim, und **Dembovski, Klaus,** geb. 6. 7. 1940 in Lickheim, von ihrer Mutter **Dembovski, Berta,** geborene Goldenberg, geb. 5. 7. 1917.

Lötzen, Richthofenstraße 12: **Sperling, Hans-Peter,** geb 9. 10. 1937 in Lötzen, von seinem Vater **Sperling, Franz.**

Spiegelberg, Kr. Allenstein: **Gollan, Agnes,** geb. 9. 3. 1935 in Spiegelberg, und **Gollan, Josef,** geb. 12. 4. 1937 in Spiegelberg, von ihrem Vater **Gollan, Aloysius.**

Wormditt, Kr. Braunsberg: die Geschwister **Schröter, Heinz,** geb. 6. 1. 1934, **Maria,** geb. 17. 9. 1936, **Anna,** geb 4. 2. 1938, und **Ursula,** geb. 10. 3. 1940, von ihrem Bruder **Schröter, Artur,** geb 17 11. 1929.

Birkendorf, Kr. Goldap: **Grau, Gisela,** geb. 1941 in Birkendorf, von ihrem Vater **Grau, Fritz,** geb. 2. 3. 1908.

Bischofstein, Kr. Rössel, Obermühlensteig 20: **Behnert, Helmut,** geb. 7. 1. 1944 in Bischofstein, von seiner Mutter **Reimers, Maria,** geb. Behnert, geb. 13. 5. 1923 in Bischofstein. Helmut Behnert wurde im Herbst 1945 mit seinen Großeltern aus Ostpreußen ausgewiesen. Sie sollen im Lager Kronskamp gesehen worden sein.

Ellernbruch, Kr. Gerdauen: **Schmidt, Waldemar,** geb. 21. 1. 1940, von seinem Vater **Schmidt, Wilhelm.** Waldemar Schmidt soll 1948 nach Litauen gegangen sein.

Gembalken, Kr. Angerburg, bei Familie Sorge: **Wirtnik, Klaus Peter,** geb. 4. 2. 1943 in Angerburg, von seiner Mutter **Sender, Frieda,** geschiedene Wirtnik, geborene Sorge, geb. 3. 5. 1925 in Gembalken. Klaus Peter befand sich bei seiner Großmutter Auguste Sorge geborene Mischel, und Anita Sorge, geb. 30. 12. 1934, mit denen er Ende Oktober 1944 nach Voigtsdorf, Kr. Heilsberg, evakuiert wurde.

Glaubitten, Kr. Rastenburg: **Bergau, Erwin,** geb. 23. 10. 1938, und **Bergau, Helmut,** geb. 26. 10. 1940, von ihrem Bruder **Bergau, Bruno.** Die Mutter der Kinder, **Bergau, Minna,** geborene Maluch, wird auch noch gesucht.

Groß-Allendorf, Kr. Wehlau: **Hundertmark, Rudi Horst,** geb. 6. 2. 1935, von seinen Eltern **Hundertmark, Otto und Anna.**

Guttstadt, Kr. Heilsberg, ehemalige Hermann-Göring-Straße 39: **Bandel, Erwin,** geb. 22. 12. 1934; **Bandel, Angela,** geb. 6. 9. 1936, und **Bandel, Inge,** geb. 24. 8. 1943 in Guttstadt, von **Loleit, Frieda,** geborene Weichert, geb. 3. 7. 1922 in Guttstadt.

Heydekrug, ehemalige Adolf-Hitler-Straße 51: **Neumann, Brigitte,** geb. 18. 9. 1941 in Berlin-Charlottenburg.

Heideckshof, Kr. Elchniederung, Post Heinrichswalde: **Pudelko, Hannelore,** geb. 7. 2. 1939, **und Pudelko, Heinz Günter,** geb. 5. 2. 1941, von ihren Großeltern, Familie **Pudelko, Max,** geb. 19. 6. 1885.

Heilsberg, Krankenhaus: **Sambohl, Winfried,** geb. 21. 9. 1944 in Angerburg, von seinen Eltern **Sambohl, Hermann,** und **Edeltraut.** Winfried Sambohl wurde im Dezember 1944 in das Krankenhaus in Heilsberg eingeliefert. Bei einem Besuch der Mutter am 24. Januar 1945 war das Krankenhaus bereits geräumt und die Patienten evakuiert worden. Wer kann Auskunft über den Verbleib der Transporte geben?

Insterburg-Espendamm, Boelckestr. 102: **Untereiser, Klaus Dieter,** geb. 20. 4. 1942, von seinem Vater **Untereiser, Fritz.** Klaus Dieter und seine Mutter waren auf der Flucht bis nach Stolp (Pommern), Schlawer Str. 80, gekommen. Von dort aus sollen sie im März 1945 nach Gotenhafen gegangen sein, um mit einem Schiff die Flucht fortzusetzen.

Kronau bei Stürlack, Kr. Lötzen, bei Frau Klara Mensch: **Busse, Arno,** vielleicht auch **Warmuth, Arno,** genannt, geb. 20. 10. 1942 in Berlin-Charlottenburg.

got, geb. etwa 1937/38, und **Schöninger, Ingrid,** geb. im Februar 1942 in Labiau, von **Schröder,**

Labiau, Königsberger Str. 54: **Schöninger, Mar-**

Paul, geb. 6. 10. 1904.

Königsberg (Säuglingsheim Maraunenhof): **Pilkan, Sigrid Karin,** geb. 10. 12. 1944, von ihrer Tante **Klemm, Christel,** geb. 26. 12. 1923. Das Kind wurde am 8. März 1945 von seiner Großmutter in dem Säuglingsheim Maraunenhof abgegeben. Eine Schwester Ida, die aus Berlin stammt, und ein Hilfsdienstmädel Inge Heller konnten vielleicht Auskunft geben.

Neuhausen, Kr. Samland, Reissiedlung: **Koepke, Rolf,** geb. 20. 6. 1940, **Koepke, Jürgen,** geb. 21. 6. 1941, und **Koepke, Manfred,** geb. 15. 10. 1943, von ihrem Vater **Koepke, Herbert,** geb. 15. 7. 1912 in Julienhof.

Preußisch-Holland, Marktplatz 12: **Zastrau, Reinhard,** geb. 6. 3. 1937 in Liebstadt, von **Zastrau, Kurt,** geb. 3. 5. 1917 in Linkenau.

Sablau, Kr. Neidenburg: die Geschwister **Köhler, Kurt,** geb. 19. 2. 1933 in Fredau, **Erwin,** geb. 6. 1. 1937 in Sablau, **Waltraud,** geb. 10. 4. 1939 in Sablau, und **Köhler, Klaus,** geb. 13. 3. 1944 in Sablau, von **Köhler, Karl,** geb. 15. 1. 1912 in Ruttkowitt.

Soldau, Kr. Neidenburg, Krankenhaus: **Schulz, Rosemarie,** geb. 24. 12. 1940. Im Jahre 1943 war Rosemarie auf der Flucht erkrankt. Sie wurde aus dem Flüchtlingslager in Soldau wegen Scharlach in das Krankenhaus in Soldau gebracht. Die Patienten des Krankenhauses sollen nach Mitteldeutschland evakuiert worden sein. Wer kann Auskunft über den Verbleib der Patienten des Jahres 1943 geben?

Soldau, Kr. Neidenburg, bei Fritz Lewald: **Lewandrowski, Sieghart** oder **Lewald,** geb. 24. 12. 1938 in Neidenburg, von seiner Pflegemutter **Wierzenko, Adelgunde,** geborene Brodehl, und von seiner Tante **Walikawitz, Marta,** geborene Wierzenko.

Schillmeyssen, Kr. Heydekrug, **Radszuweit, Traute,** geb. 29. 12. 1941, und **Radszuweit, Günter,** geb. 9. 3. 1943 in Schillmeyssen, von ihrem Vater **Radszuweit, Karl,** geb. 6. 8. 1905. Die Kinder sollen zuletzt mit ihrer Mutter bei Cranz oder Königsberg gewesen sein.

Trausitten, Kr. Samland: **Faust, Gerhard,** geb. 5. 1. 1941 in Dulack, von **Faust, Gustav,** geb. 13. 9. 1898 in Labiau.

Alt-Christburg, Kreis Mohrungen: die Geschwister **Loebert, Marianne,** geb. 19. 2. 1933; **Karl,** geb. 4. 7. 1936; **Lieselotte,** geb. 26. 6. 1937; **Helmut,** geb. 5. 3. 1938, und **Loebert, Harry,** geb. 18. 10. 1939, von ihrer Tante **Reddig, Emma,** geborene Loebert, geb. 14. 12. 1901.

Berschkallen, Kreis Insterburg, Kolchose: **Roeckner, Brunhilde,** genannt **Borowsky,** geb. 6. 8. 1936 in Insterburg, von ihrer Mutter **Borowsky, Hildegard,** geschiedene Roeckner, geborene Woschee, geb. 21. 3. 1909.

Bollendorf, Kreis Rastenburg: die Geschwister **Bahlke; Siegfried,** geb. 18. 10. 1937; **Helga,** geb. 27. 2. 1938, und **Bahlke, Heinz,** geb. 26. 4. 1941, von ihrer Mutter **Bahlke, Martha,** geb. 10. 4. 1910.

Heiligenhain, Kreis Labjau: **Kurpjuweit, Anna,** geb. 23. 12. 1936, und **Kurpjuweit, Eva,** geb. 4. 4. 1938, von **Guddat, Helene,** geborene Mattschull.

Ilgenau, Kreis Angerapp, bei Anna Plettner: **Torreck, Edelgard,** geb. 22. 3. 1933 in Weypoth, von ihrer Mutter **Hoyer, Berta,** geborene Schoklowski, geb. 14. 1. 1910.

Königsberg, Hinterer Roßgarten 12: **Frau Walfisch,** und **Mattiat, Ottilie.**

Königsberg, Ahornweg 11 oder Wiesenstraße 3: **Brunke, Günter,** geb. 25. 1. 1935 in Königsberg, von seiner Mutter **Brunke, Frieda,** geborene Hüll, geb. 10. 5. 1906.

Königsberg-Kalgen, Bachweg 41: die Geschwister **Krauledat; Ruth, Anni,** geb. 8. 11. 1933; **Heinz,** geb. 9. 11. 1935; **Horst, Herbert,** geb. 24. 10. 1940, und **Krauledat, Ursula,** geb. 28. 10. 1942, von ihrem Vater **Krauledat, Richard,** geb. 30. 1. 1904.

Königsberg, Landsbergerstraße 23, bei Stelzer: **Jurgait, Ruth,** geb. 10. 3. 1933, von ihren Eltern **Jugait, Adolf,** geb. 29. 7. 1896, und **Jurgait, Herta,** geborene Bleyer, geb. 9. 5. 1896.

Zivilgefangene ...

Nachrichten und Nachfragen sind an den Suchdienst Hamburg des DRK, Abteilung II, Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51 zu richten

Gesucht werden aus:

Ostpreußen: die Angehörigen des **Bartsch, Otto,** geb. etwa 1933.

Ostpreußen: die Angehörigen des Schlossers **Altheimer, Horst,** geb. etwa 1904.

Ostpreußen: die Angehörigen des Landwirts **Majkowski, Otto,** oder so ähnlich, geb. etwa 1893.

Ostpreußen: die Angehörigen des **Maneck, Alfred,** geb. etwa 1925.

Palmnicken: die Angehörigen des **Marath, Max.**

Masuren: die Angehörigen des Handwerkers **Matschulat, Willi,** geb. etwa 1923.

Königsberg: die Angehörigen des **Müller, Franz,** geb. etwa 1923.

Ostpreußen: die Angehörigen der **Mißke, Inge,** geb. etwa 1918.

Königsberg: die Angehörigen der **Rother, Helga,** geb. etwa 1926.

Königsberg: die Angehörigen der **Seyfert, Anny,** geb. etwa 1930.

Ostpreußen: die Angehörigen des **Saulies, Rudi,** geb. etwa 1926.

Ostpreußen: die Angehörigen des **Sigarus, Bruno,** geb. 1929.

die Angehörigen des **Kelm, Siegfried.**

Elchwerda, Kr. Labiau: die Angehörigen des **Kuhn, Erich,** geb. etwa 1926.

Suchdienst - Gefallene und gestorbene Wehrmachtsangehörige

Anfragen und Mitteilung zu dieser Liste sind unter Angabe des Namens und Vornamens des Gemeldeten (zweiter Name in der Suchmeldung) an den Suchdienst München, Rundfunkauskunft München 13, Infanteriestraße 7a, zu richten.

Gesucht werden:

Novoczin, August, aus Allenstein, Hohensteiner Straße 30, für **Novoczin, Alois,** geb. 21. 6. 1924 in Allenstein.

Ohrisch, Franz, aus Dowiaten, Kr. Angerburg, für **Ohrisch, Emil,** geb. 11. 9. 1919 in Prinoven.

Papierowski, Anastasias, aus Gritz, Kr. Tuchel, für **Papierowski, Franziszek,** geb. 12. 11. 1927 in Falkenhorst.

Rodigkeit, Auguste, aus Heilsberg, Karbadstr. 3, für **Papandorf, Kurt,** geb. 25. 11. 1919 in Raudonatschen.

Okon, Johann, aus Kartoschin, Kr. Neustadt, für **Okon, Alfred,** geb. 17. 1. 1923 in Kartoschin.

Frau Osterroth aus Kaveling über Königsberg, für **Osterroth, Wolfram,** geb. 25. 8. 1901.

Pakulat, Anna, geborene Jurgeit, aus Kleehausen, Kr. Tilsit, für **Pakulat, Fritz,** geb. 5. 2. 1912 in Karohnen.

Frau Ostendorf aus Königsberg, für **Ostendorf, Werner,** geb. 15. 8. 1903 in Königsberg.

Ott, Hans, aus Königsberg, Hafenallee 98b, für **Ott, Alfred,** geb. 22. 7. 1923.

Opalla, Emil, aus Königsberg, Wrangelstraße 6, für **Opalla, Werner,** geb. 18. 4. 1925 in Dortmund.

Oselies, Maria, aus Kuckerneese, Elchniederung, Lorkstraße 16, für **Oselies, Georg,** geb. 18. 4. 1895.

Palmowski, Eva, aus Lauterhagen, Kr. Heilsberg, für **Palmowski, Kurt,** geb. 22. 2. 1921 in Malkritten.

Ottenberg, Otto, aus Neuendorf-Tapiau, Kreis Waldau, für **Ottenberg, Otto,** geb. 28. 6. 1926 in Stirnen.

Oehme, Berta, aus Palmnicken, Kr. Samland, Siedlung Süd, bei Wessel, für **Oehme, Gerhard,** geb. 2. 3. 1906 in Königstein.

Schulz, Marie, geborene Pahlke, aus Rhein, Kr. Lötzen, für **Pahlke, Karl,** geb. 8. 6. 1914 in Skoppen.

Osigus, Wilhelm, aus Seenwalde, Kr. Ortelsburg, für **Osigus, Gustav,** geb. 7. 5. 1913 in Seenwalde.

Ostrowski, Sofie, aus Tautschken, Kr. Neidenburg, für **Ostrowski, Peter,** geb. 13. 2. 1905 in Tautschken.

Pahlke, Wilhelm, aus Tilsit, Friedrichstraße 16, für **Pahlke, Günter,** geb. 31. 1. 1925 in Tilsit.

Albrecht, Magda, aus Tilsit, Groß-Gerberstr. 14, für **Pakulat, Hans,** geb. 17. 9. 1921 in Heinrichswalde.

Familie Radspun, aus Angerapp, Kirchenstr. 77, für **Radspun, Ernst,** geb. 2. 8. 1908 in Ottoberg.

Preuß, Albert, aus Bartenstein, für **Preuß, Gerhard,** geb. 23. 9. 1926 in Bartenstein.

Poschmann, Anton, aus Bischofsburg, Hindenburgstraße 17, für **Poschmann, Otto,** geb. 8. 3. 1910 in Sauerbrunn.

Posingies, Maria, aus Buhlen, Kr. Schloßberg, für **Posingies, Erwin,** geb. 22. 2. 1926 in Dortmund.

Preuß, Julius, aus Frauenburg, Am Hafen 74, für **Preuß, Hans-Joachim,** geb. 19. 9. 1926 in Memel.

Quost, Anna, aus Fuchsberg, Kr. Königsberg, für **Quost, Walter,** geb. 31. 3. 1921 in Ackerau.

Pomanenko, Emma, aus Groß-Feiendorf, Kr. Goldap, für **Pomanenko, Timofei,** geb. 9. 6. 1893 in Rußland.

Raezkowski, Augusta, aus Grünfließ, Kr. Gumbinnen, für **Raezkowski, Otto,** geb. 30. 6. 1898 in Grünfließ.

Preuß, Anna, aus Kampken, Post Lablacken, für **Preuß, Rudolf,** geb. 10. 2. 1906 in Lablacken.

Radomski, Pauline, aus Kleinlensk, für **Radomski, Franz,** geb. 14. 2. 1915 in Klein-Lensk.

Poschmann, Franz, aus Königsberg, Landsberger Straße 31, für **Poschmann, Ernst,** geb. 24. 10. 1921 in Königsberg.

Possekel, Franz, aus Königsberg-Moditten, für **Possekel, Hans,** geb. 18. 12. 1925 in Königsberg.

Familie Porsch, aus Korienen bei Gr.-Lindenau, Kr. Samland, **für Porsch, Günter,** geb. 3. 11. 1925 in Königsberg.

Familie Quentin aus Lansk über Hohenstein, für **Quentin, Ingeborg,** geb. 30. 12. 1922.

Radau, Martha, aus Mehlsack, Siedlung 22, für **Radau, Otto,** geb. 15. 7. 1907 in Heistern.

Posnien, Albert, aus Mettningen, Kr. Wargen, für **Posnien, Hans,** geb. 1. 4. 1927 in Oberblockenau.

Pulver, Helene, aus Neu-Guja, Kr. Angerburg, für **Pulver, Karl,** geb. 21. 11. 1905 in Trutschin.

Radzanowski, Hedwig, aus Neuhausen, Kr. Samland, Stelterstraße 25, für **Radzanowski, Kurt,** geb. 28. 2. 1903 in Marnwalde.

Porschke, Paul, aus Neukirchen, Kr. Samland, Hauptstraße, für **Porschke, Heinz,** geb. 4. 10. 1926.

Preik, Alexander, aus Powunden, Kr. Königsberg, für **Preik, Otto,** geb. 15. 8. 1922 in Russen.

Raeder, Luise, aus Schloßberg, Danziger Str. 3, für Raeder, Fritz, geb. 20. 6. 1889 in Tilsit.

Preuß, Eduard, aus Schwidhöfen, Post Bischdorf, Kr. Rösel, bei Schröter, für **Preuß, Erich,** geb. 24. 1. 1922 in Preußisch-Höhe.

Familie Purwins, aus Szanken bei Memel, für **Purwins, Johann,** geb. 19. 6. 1917 in Matzwöhlen.

Rabe, Auguste, aus Weitenruh, Kr. Ebenrode, für **Rabe, Otto,** geb. 20. 4. 1905 in Weitenruh.

Preuß, Oskar, aus Willkamm, Kr. Gerdauen, für **Preuß, Erich,** geb. 19. 4. 1928 in Friedrichsthal.

Raffael, Gustav, aus Zandern 56, Kr. Lötzen, für **Raffael, Herbert,** geb. 11. 10. 1921 in Zandern.

Heimkehrer-Aussagen über Vermißte

Wer kennt die Angehörigen?
Nachrichten an die Auskunftsstelle für Wehrmachtsvermißte München 13, Infanteriestr. 7 a.

Gesucht werden aus:

der Gegend von **Insterburg:** die Angehörigen von **Broschat** oder **Brojat** oder **Broscheit, Ernst,** geb. etwa 1912/15, Obergefreiter.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Bohnenstengel, Bruno,** geb. etwa 1924 in Ostpreußen, ledig, Beruf: Landwirt, Soldat.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Bolz, Franz,** geb. etwa 1903 in Ostpreußen, Beruf: Landwirt, Obergefreiter.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Bonk, Anton,** geb. etwa 1921/23 in Ostpreußen, ledig, Beruf: Schlosser, Obergefreiter.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Boy,** Vorname unbekannt, geb. etwa 1890/92, verh., Beruf: Gendarmeriebeamter, Gendarmeriemstr.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Brandt, Heinz,** geb. etwa 1921 in Ostpreußen, ledig, Arbeiter, Soldat.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Brand, Erich,** geb. etwa 1922.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Brinkmann, Gustav,** verh., Beruf: Schmied, Obergefreiter.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Broschat,** Vorname unbekannt.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Broscheidt, Arno,** geb. etwa 1912, Beruf: Landwirt.

dem **Memelland:** die Angehörigen von **Beutler,** Vorname unbekannt, geb. etwa 1925.

dem **Memelland:** die Angehörigen von **Brochatis, Heinz,** geb. im Memelland, ledig, Beruf: vermutlich Landwirt.

dem **Samland:** die Angehörigen von **Brandeck, Gustav,** geb. etwa 1915, ledig.

Allenstein: die Angehörigen von **Weiß, Otto,** geb. etwa 1900, vermutlich in Allenstein, verh., Beruf: Maurer, Obergefreiter beim Bataillon 239, A 1466.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Garels** oder **Gareis, Hermann,** verh., mehrere Kinder, geb. etwa 1905/08, A 6717.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Grow, Fritz,** verh., Unteroffizier beim Sicherungs-Bataillon Ruma, A 4924.

Ostpreußen: die Angehörigen von **Winter, Kurt,** geb. etwa 1924/25, ledig, Obergefreiter, bei der 4. Komp. Panzer-Abteilung 301, Feldpostnummer 33631, B 3869.

Königsberg, Sieperweg 41: **Hortian, Manfred,** geb. 9. 3. 1936, von **Hortian, Irmgard,** geb. 27. 9. 1916.

Königsberg, Schönfließer Allee 32: **Schalkau, Alfred,** geb. 12. 1. 1936, von seinen Eltern **Schalkau, Ernst,** geb. 26. 5. 1900 und **Schalkau, Henriette,** geborene Mehlwitz, geb. 11. 3. 1898.

Königsberg-Metgethen, Trankwitzerweg: **Doberleit, Siegfried,** geb. 8. 10. 1934, von seiner Tante **Bansemir, Elise,** geborene **Doberleit,** geb. 30. 9. 1909.

Königsberg-Ponarth, Wiesenstraße 7: **Teschner, Günter,** geb. 1. 11. 1936, und **Teschner, Ursula,** geb. 22. 7. 1939, von ihrer Tante **Korinth, Elisabeth,** geb. 7. 5. 1909.

Liebenfelde, Kreis Labiau, bei Charlotte Frank: **Salewski, Ursula,** geb. 27. 1. 1943 in Liebenfelde, von ihrem Vater **Salewski, Bernhard.**

Mehlsack, Hospitalstr. 2: **Schacht, Manfred,** geb. 16. 12. 1936 in Berlin, von seiner Schwester **Schacht, Waltraud,** geb. 31. 8. 1934.

Nassenfelde, Kreis Elchniederung: **Pusbatzkies, Edeltraud,** geb. 16. 2. 1934 in Seckenburg.

Pagrienen, Kreis Heydekrug: die Geschwister **Grigoleit; Christel,** geb. 12. 2. 1932; **Gerhard,** geb. 30. 6. 1935, und **Edith,** geb. 31. 8. 1940, von ihrem Vater **Grigoleit, Bruno,** geb. 11. 6. 1910.

Rauben, Kreis Angerapp, Post Trempen, bei Familie Guth: **Schulzke, Lothar,** geb. 19. 10. 1935 in Rauben, von seiner Mutter **Schulzke, Irmgard,** geborene Guth, geb. 19. 6. 1914.

Sewerinowo, Post Tscherwonka, Kreis Mackeim, Bezirk Zichenau: die Geschwister **Bethke; Julius,** geb. 11. 5. 1934; **Alfred,** geb. 19. 12. 1937, und **Bethke, Adolf,** geb. 27. 11. 1940, von ihrer Mutter **Bethke, Wanda,** geborene Grams, geb. 19. 12. 1909.

Schagarren, Kreis Schaulen, Raktuwes Str. 15: die Geschwister: **Tautwisch, Erna, Herta** und **Richard,** geb. 9. 2. 1935, von ihrer Großmutter **Baranowski, Elvira,** geborene Balzer, geb. 3. 5. 1880.

Thierberg, Kreis Osterode: **Preuß, Anni,** geb. 2. 7. 1940, und die Eltern **Preuß, Emil,** geb. 11.

Diese Listen sind bereits im Rundfunk verlesen worden. Es kann daher in Einzelfällen vorkommen, daß eine hier aufgeführte Heimkehrernachricht den Angehörigen vom Suchdienst schon bekanntgegeben wurde. Wenn Angehörige der Vermißten in den hier aufgeführten Listen in jüngerer Zeit bereits vom Suchdienst eine Heimkehrernachricht erhielten, so ist daher eine neuerliche Anfrage unnötig, da es sich um dieselbe Nachricht handelt.

---

5. 1898, und **Preuß, Grete,** geborene Bankrowitz, von **Preuß Elfriede,** geb. im Mai 1939, und **Preuß, Paul,** geb. im Juni 1942. Anni Preuß wurde von ihren Eltern in Preußisch-Holland auf der Flucht Ende Januar 1945 getrennt und kam zu Frau Johanna Bauer, in Preußisch-Holland, Mauerstraße, in Pflege. Später wurde Anni Preuß in das Krankenhaus Preußisch-Holland eingewiesen. Frau Bauer, die das Kind in Pflege hatte, soll jetzt mit ihrem Sohn in Sachsen sein. Frau Bauer, sowie das ehemalige Pflegepersonal des Krankenhauses Preußisch-Holland, könnten eventuell Näheres über den Verbleib des Kindes Anni Preuß, geb. am 2. Juli 1940, mitteilen.

Tapiau, Kreis Wehlau, Memellandstr. 19: **Schulz, Heinz,** geb. 25. 8. 1936 in Tapiau, und **Schulz, Traute,** geb. 5. 1. 1939 in Tapiau, von ihrer Tante **Kühn, Minna,** geb. 12. 9. 1905.

Warnien, Kreis Wehlau: **Laser, Heide-Marie,** geb. 4. 9. 1942 in Insterburg, von ihrer Mutter **Laser, Hilda,** geborene Balschuweit, geb. 18. 8. 1913. Heide-Marie war seit Oktober 1944 mit ihrer Großmutter, Elisabeth Balschuweit, geborene Wiesberger, bei der Familie Franz und Lina Schneidereiter, in Warnien, Kreis Wehlau. Mit dieser flüchteten sie am 19. Januar 1945 mit einem Treck. Wer treckte mit diesen Familien aus dem Ort Warnien, Kreis Wehlau, und kann über deren Verbleib Auskunft geben.

Allenstein: Browarzyk, Gerda, geb. 15. 5 1941, von ihrem Vater **Browarzyk, Ernst,** geb. 28. 10. 1910. Gerda Browarzyk wurde am 19. 1. 1945 wegen Diphtherieverdacht in das Marienkran**kenhaus in Allenstein eingeliefert.**

(Fortsetzung Seite 16)

Memel - zwischen Recht und Macht

Die Patenstadt Mannheim war der Ort des Bundestreffens der Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen.

... Die arbeitsame und lebendige Stadt am Rhein und an der Neckarmündung, trotz völliger Zerstörung wieder der zweitgrößte Binnenhafen Europas, hat mit ihrem zähen Aufbauwillen, der sich schon wiederholt bewähren mußte — und auch wesentlichen Zügen ihrer wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit, die geographisch so günstig sind — eine gewisse schicksalhafte Gemeinsamkeit mit der Geschichte Memels.

Die einstige Residenz des kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor — damals „das pfälzische Athen" genannt, ist in der Vergangenheit vor allem Förderer des schon 150 Jahre alten deutschen Theaters in Memel gewesen. Die Patenstadt Mannheims für Memel ist eine Erneuerung aus der Zeit der Not zwischen den beiden großen Kriegen und ihre Ausdehnung auf alle Memelkreise die Erkenntnis der Bedeutung des Raumes für ein Gemeinwesen.

Den verantwortlichen und geistig führenden Männern Mannheims ist es zur Herzenssache geworden neben der Befriedigung materieller Erfordernisse und übernommener Verpflichtungen auch das geschichtliche und kulturelle Erbe der Vergangenheit des fernen Memel zu pflegen.

Das Erreichte ist schon Zeichen dafür, daß mit Mannheim Gott einen Helfer bekommen hat für eine Aufgabe, die in Erinnerung an den Vers einer alten Reimchronik des 13. Jahrhunderts so wahrhaft die Geschichte der ältesten Stadt Ostpreußens kennzeichnet:

„das mimele was zu verne gelegen
got der muzte irre selber phlegen"

*

Die Feierstunde im Musensaal des Rosengartens in Mannheim war nicht nur ein Bekenntnis der Treue der Gesinnung und des trotz Vertreibung fortdauernden Anspruchs von deutschen Menschen auf eine deutsche Landschaft, sondern gestaltete sich zu einer Kundgebung für die Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen und des Willens zu einer Neuordnung des osteuropäischen Raumes im Verein mit den anderen osteuropäischen Völkern.

Der mit der 700-Jahrfeier Memels in Hamburg zum ersten Male verwirklichte Gedanke — das Bundestreffen der Memelländer am Tag der Heimat zusammen mit den in ihrer Heimat Vertriebenen und den Vertriebenen aller unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Gebiete zu begehen — unterstrich den Willen zur Einheit.

Für die Memelkreise sprach der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, Oberregierungs- und Schulrat a. D. Meyer-Oldenburg, über den fortdauernden Willen der Bewährung der Menschen im nordöstlichen Teil der Provinz Ostpreußen von Anbeginn geschichtlicher Überlieferungen bis zur Gegenwart. Es ist aber nun notwendig zu erkennen, daß der deutsche Osten Sache des ganzen deutschen Volkes ist.

Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Gille ergriff das Wort zur Rede „Wir sind stolz, daß Ihr zu uns gehört! Euer Anliegen ist unser Anliegen, genau so wie unser ostpreußisches Anliegen das aller Vertriebenen ist und das des ganzen deutschen Volkes."

*

Anläßlich des Bundestreffens wurden zwei Memelausstellungen eröffnet.

Memel — in Urkunden und Bildern.

Der Abriß eines Rechenschaftsberichtes der zweijährigen Tätigkeit des Städt. Archivs Mannheim mit einer Fülle geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bildmaterials und Schrifttums war nicht nur eine „Schau der Erinnerung" — sondern eine lebendige Dokumentation unseres Rechts von großer Eindringlichkeit. Aus der Fülle der Zeugnisse sieben vergangener Jahrhunderte der Geschichte zwischen der Gründung Memels 1252, der Festlegung der Grenzen ostpreußischen Gebiets im Frieden am Melnosee 1422 bis in unsere Tage mit einer grenzenlosen Verwirrung und Nichtachtung geschichtlich gewachsener Verhältnisse, die auch über die 500jährige Ordnung einer deutschen Grenze hinweggehen will — mahnt das Jugendbildnis der preußischen Königin Luise an die Zeit, in der Memel, die letzte preußische Stadt — 600 km hinter der heutigen Oder-Neiße-Linie — war, die nicht von der Macht eines Eroberers gebrochen war. Im Bürgermeisterzimmer Memels hing dieses Bildnis einer deutschen Frau, die trotz Krankheit und Demütigung in traurigster Zeit ein mutiges Herz behielt. Der deutschen Jugend hat dies Bildnis viel zu sagen!

*

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" ... zitiert Dr. Paul Fechter in Worten zur anderen Ausstellung:

Maler in Nidden,

weil wir uns mit der Resignation der Worte dieses Goetheverses vorläufig behelfen müssen. 61 Bilder von 16 deutschen Künstlern der „großen und festumrissenen Gruppe" der Niddener Maler. Es sind mehr als Bilder der Erinnerung an die Schönheit und den Zauber dieses Streifen Landes der wandernden Dünen und verschütteten Wälder zwischen Haff und Meer.

Wir erinnern uns bei der Schau dieser „in der Sonne gemalten Bilder" auch der Worte aus Moltkes Römischen Tagebuch .... „Geschichtliche Begebenheiten gewinnen einen eigentümlichen Reiz, wenn wir die Örtlichkeit kennen, wo sie sich zutrugen In lebendigsten Farben treten sie dem vor die Seele, welcher sich auf ihrem eigentlichen Schauplatz befindet, und wie wir regeren Anteil nehmen an den Schicksalen eines Mannes, dessen Gesichtszüge wir kennen, ebenso prägen sich dem Gedächtnis die Vorgänge tiefer ein, deren räumliche Bedingungen wir anschauten .."

Günther Groebe

Turnerfamilie Ost- und Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Old.), Gotenstraße 33.

Allen November-Geborenen zum Geburtstage herzlichste Glückwünsche mit kräftigem Gut Heil! Ganz besonders gelten unsere Wünsche zum „Dreißigsten" am 4. 11. Ruth Frank, Zoppot; zum „Vierzigsten" am 11. 11. Gertrud Plenert-Damaschke, Zoppot; am 12. 11. Christel Krüger, Danzig (TCD); zum „Sechzigsten" am 3. 11. Otto Gebauer, Gumbinnen; am 5. 11. Anna Woweries, Lyck; am 9. 11. Wilhelm Posingies, Königsberg (KMTV); am 20. 11. Karl Jander, Marienwerder; am 21. 11. Walter Schröder, Königberg (KMTV); am 22. 11. Grete Schulz-Laupichler, Insterburg, und zum „Fünfundsiebzigsten" am 23. 11. Eduard Hölzler, Königsberg (KTC).

Im Weihnachtsrundbrief möchte ich nach Möglichkeit die einzelnen Vereine kurz zu Wort kommen lassen. Daher bitte ich alle, die aus dem turnerischen Leben in der Heimat dies oder jenes Geschehen der Vergessenheit entreißen wollen, mir bis spätestens Mitte November entsprechende Niederschriften zuzusenden. Auch Berichte über Turnertreffen in den letzten Jahren sind willkommen.

Das neunte Wiedersehenstreffen soll vom 31. August bis 2. September 1956 in Espelkamp-Mittwald (Kreis Lübbecke/Westf.) begangen werden. Die kluge Frau, der kluge Mann, fängt heute schon mit Sparen an!

Anschriftenänderungen zur Bekanntgabe durch den Weihnachtsrundbrief bitte ich, soweit es noch nicht geschehen ist, mir umgehend mitzuteilen. Wer weiß, wohin verzogen sind Otto Bahr (Tgm. Danzig), Otto Brausewetter (KMTV Kbg.), Arthur Drewing (Zoppot), Walter Hentschel (KMTV Kbg.), Ursula Hauth (KTC Kbg.), Heta Hoehl (Rößel), Rudolf Kobelt (Danzig-Nfw.), Otto Pallentin (KMTV Kbg.), Hella Rabien (KTC Kbg.), Renate Siebert-Busch (Goldap), Bruno Tietz (Allenstein), Waltraud Zitelmann-Haecker (Marienburg)?

Onkel Wilhelm.

Ein Gauturnfest vor 50 Jahren

Der Ostpreußische Mittelgau war der kleinste unter den Turngauen des Kreises I Nordost der Deutschen Turnerschaft. Zu meiner Zeit gehörten zum Gau die Vereine Angerburg, Barten, Gerdauen, Lötzen, Rastenburg, Rößel, Sensburg; dazu kam 1906 noch der neu gegründete Verein Bischofsburg.

In jedem Jahr hatten wir ein Gauturnfest. Die Leistungen der Wettkämpfer waren dabei nicht überragend. Um neuen Ansporn zu geben, wurden daher zum 25. Jubiläums-Gaufest 1905 in Rastenburg große Könner aus Vereinen anderer Gaue als Wettkämpfer herangeholt, die unter sich einen besonderen Wettkampf bestritten. Nach der Siegerrangliste waren dies die Turner Babbel-Insterburg, Güttner-Insterburg, Lademann-Insterburg, Gudjons-Königsberg, Markowitz-Bartenstein, Goerigk-Königsberg, und Kühl-Bartenstein. gaues gingen im Sechskampf als Sieger hervor: Gonell-Lötzen, Scheffler-Rastenburg, Von den Turnern des Ostpreußischen Mittel- Klutke-Rößel, Stephan-Angerburg-Erdtmann-Rößel, Friedländer-Rastenburg, Czygan-Lötzen, Wezorreck-Sensburg, Jeromin-Sensburg und Panzlow-Rößel.

Im nächsten Jahr — 1906 — siedelte ich von Rößel nach Rastenburg über und wurde dort Turnwart. Das Gauturnfest war in diesem Jahr in Sensburg. Wir Rastenburger Wettkämpfer fuhren bereits wie üblich am Vorabend mit der Kleinbahn zum Festort über den See. Für den eigentlichen Festtag war ganz Rastenburg aufgeboten, und ein Sonderzug der Kleinbahn brachte die vielen Festteilnehmer nach Sensburg. Bei der Fühlungnahme mit den anderen Vereinen am Vorabend sagten die Rößeler, die ich bis vor kurzem selbst ausgebildet hatte, schadenfroh zu mir, daß ich nicht auf den ersten Sieg rechnen dürfte, da Rößel den ersten Sieger stellen würde. Nun war ich als bester Gerätturner im Gau bekannt, in den volkstümlichen Ubungen aber schwach; mein Konkurrent dagegen dagegen war umgekehrt im Gerätturnen bedeutend schlechter, dafür aber im Lauf, Wurf und Sprung einer der besten. Nach dieser Herausforderung war ich gezwungen, mich zu verteidigen. Ich tat es. Jede Gerätübung durfte vorgeturnt werden. Jedesmal meldete ich mich hierzu. Nach mir turnte dann als erster und größter Mann in der Riege mein Konkurrent. Er mußte nach meiner gut geturnten Ubung abfallen. So ging es von einer Ubung zur andern. In den volkstümlichen Ubungen hatte ich nicht viel zu bestellen, gab mir aber natürlich die größte Mühe. Der Berechnungsausschuß trat zusammen. Unser alter Kassenwart Müller hob mit dem Blick zu mir einen



Turnersleute aus Bartenstein und Rastenberg beim Wiedersehenstreffen Hameln 1954

Finger in die Höhe. Ich wußte Bescheid. In der Gesamtwertung hatte ich meinen Konkurrenten um einen Punkt gedrückt.

Am Abend wurde uns Rastenburgern gesagt, daß es mit dem Weg zum Bahnhof nicht so eilig wäre, da es dem Sonderzug auf eine Stunde Verspätung nicht ankäme, weil die Strecke bis zum nächsten Morgen frei sei. Trotzdem war ich rechtzeitig auf dem Bahnhof. Trotz Hinweises auf die bereits anmarschierenden weiteren Fahrgäste und heftiger Proteste fuhr aber die Kleinbahn pünktlich und fast leer zurück. Viele zurückgebliebene Familien mit kleinen Kindern mußten für die Nacht notdürftig untergebracht werden Da war ein großes Jammern. Es nutzte nichts. Und — der Sonderzug mußte trotzdem bezahlt werden.

Eduard Klutke-Oldenburg

Familienanzeigen

Am 9. Oktober 1955 verstarb im Alter von 73 Jahren die Gattin des Ehrenvorsitzenden des Männer-Turnvereins Gumbinnen, Turnschwester

Martha Olivier

geb. Friedrich

In Dankbarkeit und Trauer nimmt die große weit über ihre Heimatstadt hinausreichende Schar der befreundeten Turnerinnen und Turner von dieser hochgeehrten Turnerfrau Abschied, die an der Seite ihres am 17. 9. 1954 verstorbenen Gatten, des unvergeßlichen Turnbruders Max Olivier, Leid und Lust des bittersüßen freiwilligen Führertums miterlebte.

Ihr Andenken werden wir in Ehren halten.

Turnerfamilie
Ostpreußen - Danzig - Westpreußen
Fritz Babbel Wilhelm Alm

Am 14. September 1955 verstarb im Alter von 54 Jahren unser lieber Turnbruder

Erich Schwan

vom Königsberger Turnclub.

In tiefer Anteilnahme an dem Schmerz der Familie betrauert mit seinen Vereinsschwestern und -brüdern die ganze Turnerfamilie den so frühzeitigen Tod dieses aufrechten deutschen Mannes echt turnerischen Denkens und Handelns.

Sein Andenken werden wir in Ehren halten.

Turnerfamilie
Ostpreußen - Danzig - Westpreußen
Fritz Babbel Wilhelm Alm

GeM!

Wir betrauern tief das Ableben unserer lieben Corpsbrüder

Rechtsanwalt und Notar i. R., Dr. jur.

Oskar Nebelsieck
aktiv WS 1898/99
gestorben am 30. Juni 1955 zu Berlin

Oberstleutnant a. D.

Hermann Wilfarth
aktiv SS 1888
gestorben am 21. August 1955 zu Berlin

Rechtsanwalt Dr. jur.

Ludwig Wunder
aktiv WS 1908/09 (xxx)
Marcomanniae (x)
gestorben am 15. September 1955 zu Köln.

Der Altherrenverein des Corps Masovia
Das Corps Palaiomarchia-Masovia, Kiel

Stellenmarkt

Ostdeutsche Kulturtage in Nürnberg

Seine diesjährigen „Ostdeutschen Kulturtage" veranstaltete der Ostdeutsche Kulturrat vom 29. bis 31. Oktober in Nürnberg. Als wesentlichen ersten Teil dieser Veranstaltung hielt der Ostdeutsche Kulturrat unter Leitung seines Präsidenten, Dr. Georg Graf Henckel von Donnersmark (MdB), eine kulturpolitische Arbeitskonferenz mit den Sprechern und Bundeskulturreferenten der Landsmannschaften, den Leitern der vier regionalen Kulturwerke der Heimatvertriebenen sowie Vertretern der „Deutschen Jugend des Ostens" ab.

Von der „als Kulturparlament der Vertriebenen" bezeichneten Versammlung wurde eine Entschließung angenommen, die den organisatorischen Aufbau und die Aufgabenverteilung der Kulturarbeit skizziert. Anregender und schöpferischer Teil dieser Arbeit werde in erster Linie von den Kulturwerken und die in die Breite wirkende kulturelle Betätigung von den Landsmannschaften und der „Deutschen Jugend des Ostens" getragen. Der Ostdeutsche Kulturkreis wird in dieser Entschließung als der kulturelle Repräsentant der Heimatvertriebenen anerkannt. Nachdrücklich wird an den Bundestag und die Bundesregierung appelliert, die Kulturarbeit mit Breitenwirkung weitaus mehr als bisher zu fördern.

Verschiedene Vorträge bekannter Wissenschaftler gaben die Themen zu lebhaften Diskussionen während der Nürnberger Kulturtage (Prof. Dr. Wilhelm Weizsäcker „Geschichtliche Wechselwirkungen deutsch-slawischen Rechtsdenkens", Prof. Hans Koch „Kulturpolitik im Dienst der landsmannschaftlichen Heimatpolitik", Prof. Dr. Günther Grundmann „Die europäische Kulturleistung des deutschen Ostens als Erbe und Verpflichtung", Dr. Hans Christ „Voraussetzungen und Forderungen der jungen Generation"). Im Mittelpunkt aller Erörterungen standen jedoch die soziologischen und psychologischen Wandlungen der Ostvertriebenen seit 1945 (Prof. Dr. Max Hildebert Böhm). Ausgangspunkt dieser Erkenntnisse müsse die dynamische Natur der Vertriebenenpolitik sein. Eine Analyse der veränderten geistigen Lage zeigt eine Wandlung des Bildes der alten Heimat vom „verlorenen Paradies" über den nüchternen Maßstab für soziale Forderungen als Entschädigung. Zugleich wandelt sich aber auch das Bild der neuen Umwelt. Die Weitergabe des Leitbildes für die ostdeutsche Erziehung müsse sich daher dem psychologischen und sozialen Wandel in der Mentalität der Vertriebenen anpassen und vor allem ihrem Nachwuchs zumutbar sein. Denn durch die Wahrung der Heimattreue verfügt das deutsche Volk in den Heimatvertriebenen über Massen von Wortführern eines überzeugenden Anspruchs auf Wiedergewinnung der Ostgebiete und damit über Verkünder eines unversehrten Raum- und Geschichtsbildes. Die Entwicklung der Vertriebenenpolitik führe zum Einbau der Treue zum Osten in eine umfassende gesamtdeutsche und europäische Konzeption.

Die Ostdeutschen Kulturtage wurden mit einem Festakt in der Karthäuserkirche des Germanischen Nationalmuseums beschlossen, an dem Bundesfinanzminister Schäffer als Vertreter der Bundesregierung, Bundesvertriebenenminister Prof. Dr. Oberländer, der bayerische Arbeitsminister Walter Stain, der Vorsitzende des Präsidiums des Verbandes der Landsmannschaften, Baron Georg von Manteuffel-Szoege, Vertreter von Bund und Ländern, der Exilkreise, der westdeutschen Universitäten, des öffentlichen und geistigen Lebens teilnahmen.

Einarmiger baut sich Eigenheim

Heinz Paroll aus Königsberg und seine Frau schuften unermüdlich – Einzug im November

CUXHAVEN. Riesige Mengen Geld werden seit Jahren auch in Cuxhaven für den Wohnungsbau ausgegeben. An allen Ecken und Enden wachsen neue Häuser aus dem Boden, in denen sich Menschen glücklich fühlen können. In einigen Wochen wird aber draußen am Mühlenweg in Groden die Richtkrone auf den Dachfirst eines Hauses gesetzt, dessen Entstehen einem mehr Achtung abnötigt als das manches großen Gebäudekomplexes; denn ein Kriegsbeschädigter baut es — allein und ohne Hilfe. Er heißt Heinz Paroll, und seine Frau Anneliese ist unermüdliche „Handlangerin".

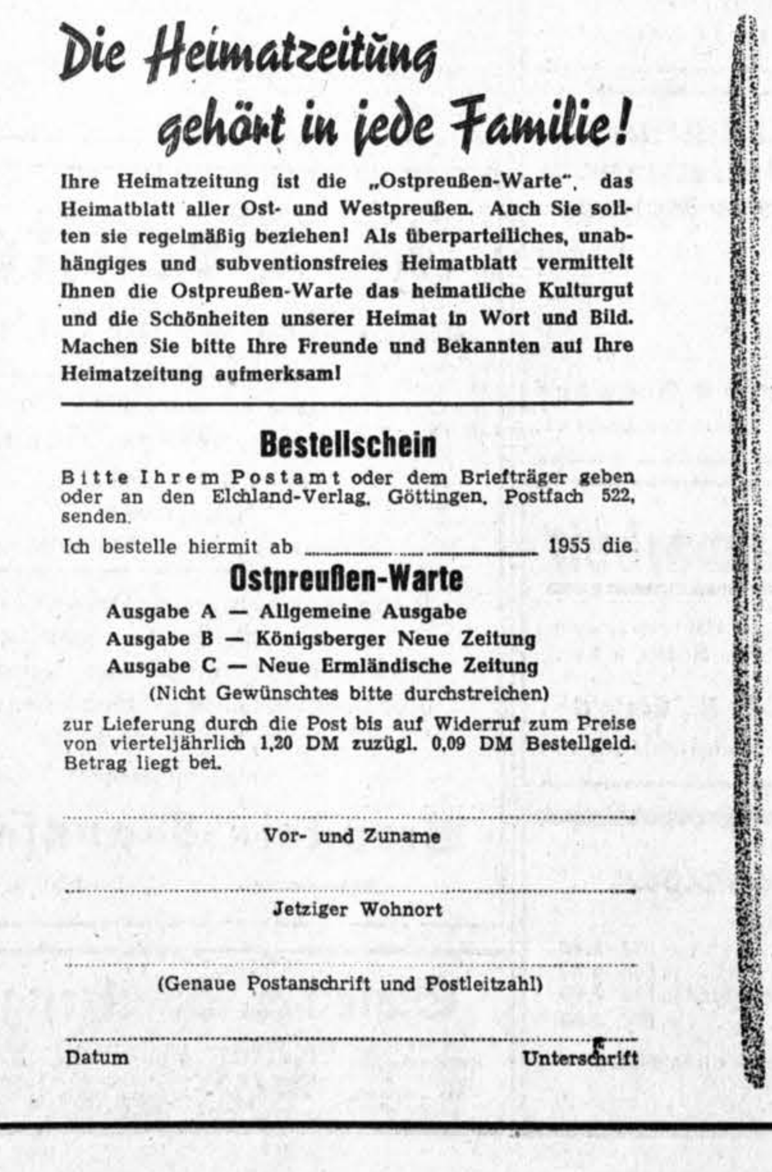
An sich wäre das nichts Besonderes; denn viele Menschen ergreifen heute die Initiative und schaffen sich durch ihrer eigenen Hände Fleiß einen Ausweg aus der immer noch so großen Wohnungsnot. Weil Heinz Paroll aber nur mit einer Hand arbeitet und trotz einer schweren Kriegsverwundung keine Pause kennt, steht man bewundernd vor seinem Werk.

Der Vertriebene hatte nach der Schulzeit das Zimmererhandwerk erlernt. Als er 1945 bei den Kämpfen in der Slowakei so schwer verwundet wurde, daß ihm der linke Arm amputiert werden mußte, gab es für ihn kein Zögern, sich mit der neuen Lage abzufinden und beruflich umzusatteln. Als Bauzeichner waren ihm viele Möglichkeiten offen. Die neue Bleibe in einem Dorf im Kreis Stade schien ihm jedoch nicht das richtige Feld für seinen Beruf zu sein. Daraufhin fand er in Groden zunächst bei Verwandten eine Unterkunft.

Mitte August nun begannen Heinz Paroll und seine Frau sich bei einem Hausabbruch in Altenbruch das notwendige Baumaterial selbst zu besorgen. Als Anfang September mit den Erdarbeiten begonnen wurde, verwandelten sich die jungen Eheleute in zünftige Bauhandwerker, die keine freie Stunde mehr kannten.

Heinz Paroll, der zusammen mit einem kriegsbeschädigten Freund vor einiger Zeit schon in Bremervörde ein Haus erstellt hatte, kann die Erfahrungen seiner Lehre und seiner praktischen Arbeit gut verwenden. Nach eigenen Plänen entstehen Wohnzimmer, Küche und Toilette im Erdgeschoß. Zwei Schlafräume werden in der ersten Etage Platz finden. Flur und Küche sollen unterkellert sein, — und damit wären alle Bedingungen erfüllt, die man heute an ein Siedlungshaus stellt. Ein 700 Quadratmeter großer Garten wird das Haus der Familie Paroll umgeben.

Auch finanziell hat sich Heinz Paroll auf eigene Füße gestellt. Er ließ sich eine Rentenabfindung auszahlen, weil die öffentlichen Mittel zur Zeit seines Antrages vergeben waren. Und was noch an Arbeit zu leisten ist, will er fast gänzlich allein bewältigen. Bei der Energie, die der Einarmige und seine Frau an den Tag legen, glaubt man ihnen ohne weiteres, daß das gelingen wird. Innerhalb von etwas mehr als vier Wochen haben sie die Hauptarbeiten erledigt und buchstäblich das Häuschen aus dem Boden gestampft. „Ende November ziehen wir ein", sagte der Bauherr, der tagaus, tagein die Maurerkelle schwingt, „und vorher wird das Richtfest gefeiert."



Unsere Buchbesprechung

„Fremde Gräser"

Hans Lipinski-Gottersdorf „Fremde Gräser", Roman. S. 393. Preis 14,80 DM. Ln. Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung Vanden**hoeck & Ruprecht, Göttingen.**

Hans Lipinski, ein ausgezeichneter Beherrscher des Wortes und der beschreibenden Darstellungskunst, der am Instrument des Gefühls alle Register zu ziehen und ihm die leisesten Töne zu entlocken versteht, hat in das Leben von Heimatvertriebenen, die in einer Baracke gleichsam symbolisch für alle mit ihrer Entwurzelung aus der heimatlichen Erde fertig zu werden versuchen, hineingegriffen, es bloßgelegt und zu deuten sich bemüht. Wer so kühn ist, ein solch heißes Problem anzupacken, dem gebührt von vornherein der Dank aller literarisch Interessierten, vor allem bei den Heimatvertriebenen selbst. Daran ändert auch die folgende Einschränkung nichts, daß wir mit der charakterlichen Entwicklung der einen zentralen Figur des Romans, der Luise, die auf ihren Mann wartet, um sich dann an den Rotarmisten Stepan zu verlieren und schließlich einen dritten zu heiraten, nicht einverstanden sind, nicht einverstanden sein können, wollen wir nicht das Prinzip der leiblich-seelischen Entwurzelung sanktionieren. Gerade in diesen Tagen, da tausende von Frauen bewiesen haben, daß zehn Jahre nicht an dem Mark von ehelicher Treue zu zehren vermocht haben, ist diese Luise Lüge gestraft. Sie versagt kurz vor dem Ziel, insofern mag ihre Tragik uns rühren. Doch sie bleibt Einzelschicksal, dem das Recht auf Allgemeingültigkeit fehlt. Wenn man auch unterstellen mag, daß die Liebe zwischen Stepan und Luise im Sinne einer Völkerverständigung zwischen Russen und Deutschen gedacht sein mag, so zeigt die Flucht des Stepan vor den Deutschen, daß dieser Liebe jedenfalls bei Stepan jede geistig-seelische Grundlage fehlt und doch nur auf dem rein Animalischen beruht, was die Notwendigkeit dieser Figur in diesem Roman unglaubwürdig erscheinen läßt. Überhaupt scheint mir es ein Mangel dieses Romans, daß diese heimatvertriebenen Frauen zu sehr dem rein Triebhaften zugeneigt sind, wie die Frau des Schusters, der die Schuhe der Liebhaber seiner Frau repariert und damit eigentlich nichts anderes als ein ganz gewöhnlicher Zuhälter ist. Diese Häufung des Negativen muß zwangsläufig eine ganz falsche Vorstellung von den Heimatvertriebenen, die in Baracken zu leben gezwungen sind, erwecken. Schade, daß es dem Autor nicht gelungen ist, seine Kunst in den Dienst einer Darstellung eines Heimatvertriebenenschicksals zu stellen, das uns innerlich überzeugt. hschl.

*

„Das Deutsche Reich und Polen 1932 bis 1937" (360 Seiten — DM 14,70 — Holzner-Verlag Würzburg) — Außenpolitik und Volksgruppen — von Richard Breyer, herausgegeben von Prof. Erich Keyser im Auftrag des Herder-Forschungsrates Marburg.

Das Buch behandelt die außenpolitische Problematik des deutsch-polnischen Verhältnisses in den entscheidungsvollen Vorkriegsjahren. Zugleich stellt es mit besonderer Sachkenntnis die wesentlichen Epochen der Geschichte der deutschen Volksgruppe in Polen her. Der Beurteilung der deutschen Ostpolitik vor dem zweiten Weltkrieg ist mit dem Werk eine gründliche wissenschaftliche Quelle erwachsen ebenso wie der auslandsdeutschen Geschichtserfahrung. Beides aber ist von besonderem Wert für die Heimatpolitik der Landsmannschaften und für die weitere Entwicklung deutscher Ostpolitik, die nunmehr am Neubeginn steht. Dabei spielt die hier behandelte Frage „Deutschland und Polen" in der zeitlich begrenzten Rückschau eine besonders wesentliche Rolle für die Zukunft.

*

„Gegenüber dem Kreml" (552 Seiten — DM 15,80 — Holzner-Verlag Würzburg) — Als Diplomat in Sowjetrußland — von US-Admiral Leslie C. Stevens, übersetzt von Burkhart Holzner.

Dieser Erlebnisbericht aus der Zeit von 1947 bis 1950 ist nach amerikanischem Urteil eines der besten Bücher, das ein Amerikaner über das Nachkriegsrußland schrieb. Mit Erfolg hat der Verfasser nicht nur aus seiner dienstlichen Stellung als Marineattaché in Moskau heraus, sondern auch aus seinem Studium des russischen Menschen und des sowjetischen Regimes sich um eine unpolitische Schilderung Rußlands bemüht. Feinfühlig und reizvoll geschrieben, vermittelt dieses mehr als unterhaltende Werk uns Deutschen ein anschauliches Rußlandbild, dessen Kenntnis für unsere eigene Urteilsbildung über das gegenwärtige Rußland eine wesentliche Stütze bedeutet. Die immer mehr in Bewegung kommende Ostpolitik fordert von uns die Lektüre guter in- und ausländischer Literatur über das rote Imperium. So kann man dem Verleger und dem Übersetzer nur dankbar sein, daß sie die Herausgabe dieses empfehlenswerten Buches ermöglicht haben.

Staatl. Hufenoberlyzeum Königsberg

Die von Oberstud.-Dir. Walsdorff für seine ehemaligen Schülerinnen geschriebene Schulgeschichte unserer alten Schule kann mit zehn Bildern bestellt werden bei H. Schmidt, Oberschullehrerin, (21b) Soest/Westf., Wilhelm-Morgner-Weg 16. Schulgeschichte 5,50 DM, Bilder 2,— DM, mit Nachnahme und Auslagen 8,80 DM.